

**Zeitschrift:** Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 21 (1872)  
  
**Artikel:** David Müslin  
**Autor:** Haller, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-123352>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# David Müsliu.

Von

A. Haller, Pfarrer.

---

„Was könnte man für eine Lebensgeschichte erwarten „von einem Manne, der in seinem Leben nicht vierzehn „Nächte außerhalb des Kantons Bern zugebracht hat?“ So spricht David Müsliu von sich selbst in den von ihm hinterlassenen und „Materialien zu meiner Bildungsgeschichte“ überschriebenen Aufzeichnungen. Diese Worte könnten fast den Muth benehmen, seine Lebensgeschichte zu schreiben, besonders da er selbst durch die erwähnten Aufzeichnungen nur seine Bildungsgeschichte, aber keineswegs seine Lebensgeschichte darzustellen beabsichtigt hatte.

Wenn wir nichtsdestoweniger eine Lebensgeschichte Müslius zu schreiben unternehmen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß auch das räumlich in so engen Grenzen sich bewegende Leben eines Mannes, wie Müsliu, theils an inneren Vorgängen um so reicher sein könne, theils durch die äußerst bewegte und für Bern so verhängnißvolle Zeit, der er angehörte, hinreichend Licht und Schatten erhalten werde. Ja, ein Mann, wie Müsliu, der während 40 Jahren als Prediger in seiner Vaterstadt gewirkt, der ihre Zustände, ihre Licht- und Schattenseiten wie wenige seiner Mitbürger gekannt hat, der wird auch seinerseits Stoff genug zu dem Rahmen liefern, der sein Bild umgeben soll.



So möge denn dieses Bild, zwar nicht eines großen, aber eines bei manchen Schwächen doch edlen und charaktervollen Mannes und ächten Berners, den manche Leser dieses Taschenbuches schon aus seinen Predigten kennen werden, an unseren Blicken vorübergehen!

David Müsliu, ein Abkömmling des im Jahre 1549 von Augsburg nach Bern eingewanderten Theologen Wolfgang Musculus, ist geboren den 19. November 1747. Sein Vater Wolfgang Rudolf Müsliu war Rothgießer, bis er, durch den Verfall seines Geschäfts genöthigt, eine kleine Spezereihandlung anfieng. Derselbe gehörte zu den über die im Lauf der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Bern ausgebildete Geschlechterherrschaft unzufriedenen Bürgern, war daher auch, ohne sein Wissen, von den Häuptern der Henzischen Verschwörung auf das Verzeichniß der Verschwornen gebracht und deshalb nach Verrath der Verschwörung mitverhaftet worden. Daß er hingegen, wie Tillier in seiner Geschichte des Freistaats Bern erzählt, die Verschwornen verrathen und sich einige Jahre darauf entleibt habe, ist, wie Anderes in dieser sonst so trefflichen Geschichte auch, reine Erfindung.

David Müsliu verlor seine Mutter, eine geb. Wiegsam, schon im Jahre 1750; der Vater verheirathete sich wieder, und so verdienstvoll auch die Stiefmutter gewesen, sagt Müsliu in seiner Bildungsgeschichte, — als Stiefmutter habe er sie doch empfunden.

Der Vater, dem von acht Knaben aus zwei Ehen nur zwei am Leben blieben, und der auch diese zwei mit an Härte grenzender Strenge hielt, bestimmte beide dem geistlichen Stande, der allerdings damals, wo nur die Bürger der Hauptstadt und der kleinen Landstädte das Recht zum geistlichen Amte und Stande hatten, ein wenn auch nicht immer

reichliches, doch immerhin sicheres Auskommen in Aussicht stellte. Welche scheinbare und unter göttlicher Leitung stehende Zufälligkeiten oft über den künftigen Stand und Beruf eines Kindes entschieden, weist Müsli an seinem Beispiele nach. Er erzählt: „In meinem achten Jahre ereignete sich ein Umstand, der für mein ganzes Leben entscheidend war. Als ein Uebelthäter hingerichtet ward, hatte mir mein Vater versprochen, mich mit meinem Bruder der Hinrichtung zusehauen zu lassen. In der Nacht träumte es ihm aber, ich sei im Gedränge erdrückt worden. Am Morgen nahm er daher seine Erlaubniß wieder zurück. Um mich aber einigermaßen dafür zu entschädigen, erlaubte er mir, ein Loos in einer Bücherlotterie zu nehmen. Ich zog das große Loos, eine Folio-Bibel. Als ich jubelnd mit derselben nach Hause kam, sprach mein Vater: Nun, David, sollst du, will's Gott, ein Geistlicher werden.“

Die Bestimmung zum geistlichen Stande führte, wie natürlich, den Eintritt in die Lateinschule mit sich. Sie bestand damals aus sieben Klassen unter eben so vielen präceptores. Einer achten Klasse, die man schlechtthin Gymnasium nannte, stand der Gymnasiarcha vor. Aus dieser Schulzeit erwähnt Müsli folgenden Zug: „Wir waren unser drei Verwandte, gleichen Alters, deren zwei nun zu Defanen ihrer Klassen befördert worden sind. Wir spielten „Prediger“. Man läutete, taufte und predigte; ja ich setzte sogar in meinem dreizehnten Jahre eine Charfreitagspredigt auf, die ich vom Chortritt hinunter meinen jungen Zuhörern deklamirte.“ Mit dem Erlernen der alten Sprachen gieng es aber weniger leicht, als mit diesen jugendlichen Predigtversuchen, weil, wie Müsli meint, es ihm an Wortgedächtniß fehlte. Nur was er mit dem Verstand habe fassen können, sei ihm geblieben. Er erzählt über seine Lern-

mühsale: „Mein Vater hatte es meinem älteren Bruder zur „Pflicht gemacht, mich jeden Abend auf die morgende Lektion „vorzubereiten, was natürlich denselben an seinen Spielen „hinderte. Da nun mein schwaches Gedächtniß mir das „Auswendiglernen erschwerte, so hielt ich ihn oft über Gebühr „auf, was dann jedesmal Ohrfeigen in Menge absekte. Als „er mich einige Male ganz „sturm“ geschlagen hatte und „ich aus Liebe zu ihm es doch dem Vater nicht sagen wollte, „fiel ich auf das kindische Mittel, die Klage niederzuschreiben „und hinter ein an der Wand befindliches Gemälde zu „stecken, damit es wenigstens nach meinem Tode bekannt „würde, woran ich gestorben sei. Als mein Bruder durch „Uebnahme eines Präceptorats im Aargau aus dem Hause „fort war, stand ich außer den Schulstunden unter gar keiner „Aufsicht mehr, weil meine Eltern, durch die Haushaltung „und Handlung beschäftigt, keine Zeit dazu hatten. Auch „erinnere ich mich nicht, daß sich mein Vater jemals, auch „nicht einmal während dem Essen in ein Gespräch mit mir „eingelassen hätte, was auch der Geist der damaligen Er- „ziehung nicht zuließ.“

Im 14. Jahre trat Müsli als studiosus eloquentiae in die Akademie. Der Studiengang für die Theologen brachte es nämlich mit sich, daß sie nach Vollendung des Schulkurses meistens im 14. bis 15. Jahre ad lectiones publicas promovirt wurden, d. h. in die Akademie eintraten, und hier während zwei Jahren Eloquenz, während fernerer zwei Jahren Philosophie, und endlich noch während drei bis vier Jahren Theologie studirten. Daher nannte man die drei aufeinanderfolgenden Stufen der Akademie die Eloquenz, die Philosophie und die Theologie.

In der Eloquenz begann das Studium des Hebräischen für Müsli, dessen starke Seite eben nicht die Sprachen

waren, weder die profanen, noch die heiligen, — eine harte Nuß! Er sagt übrigens in seiner Bildungsgeschichte: „Unglücklicher Weise traf ich es gerade zu einem Wechsel des hebräischen Professorats.<sup>1)</sup> Wir kamen unter einen Mann zu stehen, der zwar latein wie seine Muttersprache redete, und alle morgenländischen Sprachen wie die deutsche verstand, der aber durchaus kein Talent hatte, sich zur Jugend herabzulassen, vielmehr uns das Studium der hebräischen Sprache gleich von Anfang verleidete. Dieß und mein schwaches Wortgedächtniß waren schuld, daß ich im Hebräischen völlig zurückblieb. Da nun dieser Mann den Grundsaß hatte, nur diejenigen zu begünstigen, die in seinem Fache Fortschritte machten, so hatte ich die ganze Akademie hinauf mit seiner Ungunst zu kämpfen.“

Wie es übrigens um das Studium der Theologie beschaffen war, sagt uns Müslin in folgendem Bekenntniß: „Gerade um diese Zeit (1765) begann „die allgemeine deutsche Bibliothek“ zu erscheinen. Mit Heißhunger lasen wir sie und sogen begierig aus derselben die neue Berliner-Theologie ein, die in unseren jungen Köpfen eine gewaltige Gährung hervorbrachte. Unglücklicher Weise traf es sich, daß der ordentliche Professor der dogmatischen Theologie<sup>2)</sup> erkrankte und jener hebräische Professor zu seinem Vikarius verordnet ward. Dieser suchte nun auf seine gewohnte raube Manier dieser Gährung entgegen zu wirken, und stellte sich zum Verfolger aller neuen Ideen auf.“

---

<sup>1)</sup> Joh. Jak. Kocher, von Thun, seit 1745 prof. ling. hebr. und theol. cathech., war im Jahre 1761 gestorben und sein Bruder, David Kocher, sein Nachfolger geworden. Er starb erst 1792.

<sup>2)</sup> Joh. Jak. Salchli, von Zofingen und Lausanne, ein sehr verdienstvoller Mann (geb. 1695), Professor in Lausanne. 1726—47, und Prof. Theol. didact. in Bern, 1747—74.



„Eben dieser Professor sollte uns die Kunst der Katechetik lehren; er, der weder je Pfarrer noch Vikarius gewesen war, der in seinem Leben keine Kinderlehre gehalten, und also in der Kunst zu fragen keine Erfahrung hatte, sollte uns lehren, Bauernkindern die ersten Begriffe der Religion zu geben. Auch waren seine Lektionen bloß dogmatische Vorlesungen ganz im Geschmack des 16. Jahrhunderts. Wie hätten wir uns unter einem solchen Lehrer zu guten Katecheten bilden können!“

Von den eigentlichen philosophischen und theologischen Studien erzählt uns Müslin nichts weiter, wohl aber von der Unterbrechung derselben durch die Uebernahme einer Hauslehrerstelle, einer damals bei von Haus aus unbemittelten Studirenden der Theologie allgemeinen Übung. Dieselbe hatte noch einen besondern Grund darin, daß dadurch den jungen Hauslehrern in ihren Patronen und Zöglingen aus den patrizischen Geschlechtern gewichtige Gönner und Fürsprecher für künftige Beförderungen gewonnen wurden. Mancher Pfarrer damaliger Zeit hatte seine fette Pfarrstelle der Protektion ehemaliger Patrone oder Zöglinge zu verdanken. Daß aber mit solcher Jahre lang dauernder Uebernahme von Hauslehrerstellen den theologischen Studien schlecht gedient war, zeigt folgendes Selbstbekenntniß Müslins.

Er sagt: „Ich war nun in meinem neunzehnten Jahre und es dünkte meiner Stiefmutter Zeit, daß ich mein eigenes Brod suche. Auch fand ich es in einem Präceptorat im Hause einer der trefflichsten Frauen der Stadt. Am Tage meines Eintritts in's Haus erkrankte nämlich ihr Gatte, mein Patron, und starb in der gleichen Woche. Seine Wittve behielt mich drei glückliche Jahre hindurch. Diese Stelle hätte mir nun zu soliden Studien Zeit genug übrig gelassen, wenn nicht ein unbeschreiblicher Hang zum Lesen

„deutscher Bücher und besonders anziehender Reisebeschreibungen mich davon abgezogen hätte. Mit mir jetzt unbegreiflichem Leichtsinne ließ ich das Studium der alten Sprachen liegen und beschäftigte mich nur mit Verfertigen von Predigten, mit denen ich einen drei Stunden von Bern entfernten Pfarrer bediente.“

Während dieses Präceptorats starb Müsli's Vater an einer ein ganzes Jahr dauernden Krankheit. Der Sohn legt über sein dabei bewiesenes unfindliches Verhalten ein Bekenntniß ab, das wir dem Leser nicht vorenthalten wollen.

„Ich mache mir, sagt er, über mein Verhalten während der langen Krankheit meines Vaters noch jetzt die gerechtesten Vorwürfe. Froh, wie ein aus dem Käfig entronnener Vogel, betrat ich das väterliche Haus drei ganze Monate lang nicht mehr, bis es mir ernstlich verwiesen wurde.“

„Während mein Bruder, damals Helfer in Dießbach, den Vater so oft er konnte besuchte, geschah es von mir nie ohne Zwang, — ich muß es zu meiner Schande bekennen. Dieß mußte mein Vater bemerkt haben, denn als ich einmal allein bei ihm war, berief er mich zu seinem Bette und sprach zu mir: „David, es ist mir leid, ich bin zu streng gegen dich gewesen, obschon du mir immer lieb warst. Aber ich meinte, ich müßte meine Liebe vor dir verbergen.“ Er ließ mich niederknien, legte seine Hand auf mich und segnete mich.“

Er starb den 15. August 1768.

Unterdessen nahte auch die Zeit heran, wo der zum Hauslehrer gewordene Student der Theologie seine Prüfungen pro ministerio ablegen sollte. Er legt dabei folgendes offenes Bekenntniß ab: „Die erlangte Fertigkeit im Predigen war mein einziges Verdienst. Es ist sich daher nicht zu

„verwundern, daß mir vor dem Examen bange war. Auch  
„bestand ich, die Predigt ausgenommen, in allem ziemlich  
„schlecht und selbst in diese hatte ich aus jugendlichem Ueber-  
„muthe Stellen einfließen lassen, die mich bei den Freunden  
„der alten Theologie nicht sehr empfehlen konnten.

„Ohne die Fürsprache des Herrn Professor Stapfer,<sup>1)</sup>  
„dem ahnete, daß doch noch etwas aus mir werden könnte,  
„wäre ich zuverlässig durchgefallen, wie ich es auch verdient  
„hätte. Nach einer stündigen Deliberation ward ich endlich  
„promovirt den 27. August 1770.“

Ohne hier näher auf die damalige Art der Promotion  
und Election durch Schulrath und Convent einzutreten, sei  
nur erwähnt, daß Müsliu folgende Texte durch's Loos zu-  
fielen: erstens zur Predigt Ephes. III. 17; zweitens zur  
„Zergliederung und kurzen Auslegung“ Jes. LIII. 5. Zur  
Katechisation ward ihm Frage XIX des Heidelberger. Sein  
ihm von Defau Abrah. von Greyerz bei der am 30. August  
1770 erfolgten Konsekration ertheilter Wahlspruch lautete,  
recht eigentlich nomen et omen in sich fassend: „Der Herr  
„mache dich in wahrer Herzensdemuth und Niedrigkeit zu  
„einem Manne nach seinem Wunsche und Herzen, wie jener  
„fromme und demüthige David war. Sprich auch mit ihm;  
„ich will deinen Namen predigen meinen Brüdern; ich will  
„dich in der Gemeinde loben. Aus dir soll entspringen mein  
„Lob in der großen Gemeinde; ich will meine Gelübde be-  
„zahlen vor denen, die den Herrn fürchten immer und ewig-  
„lich. Act. XIII. 22, Ps. XXII. 23. 26.“ Nach der

---

<sup>1)</sup> Johannes Stapfer, von Brugg, geb. 1719, gest. 1801,  
war während Müsliu's Studienzeit prof. theol. elencht., d. h.  
zweiter Professor der Theologie. Er wurde erst 1774 prof.  
theol. didact. oder erster Professor der Theologie und hieß von  
da an schlechtweg Herr Theologus Stapfer.

Konsekration geleiteten die Kandidaten den Dekan nach Hause und erhielten von ihm die Confess. helvetica und die Formula consensus, auf die sie beeidigt worden waren, und unterzeichneten ihre Beschwörung in ein Protokoll.<sup>1)</sup>

Die Konsekration und Handauflegung füllen natürlich die Lücken im theologischen Wissen nicht aus, sondern bringen sie, wenn wenigstens das Gewissen noch sein Recht geltend macht, durch den Uebergang in's praktische Amt erst recht an's Licht. Wie tief er seine höchst mangelhafte theologische Bildung empfand, spricht er selbst in folgender Schilderung seiner Vikariatszeit aus.

Er schreibt: „So ungebildet trat ich also im Jahre „1770 mein Predigeramt an. Ich wurde zuerst nach Aetigen „versendet, wo ich in einer kalten, nach unten auf offenem „Raume befindlichen, gegen Norden gelegenen Stube die „meiste Zeit des Winters von 1770 auf 1771 auf dem „warmen Ofen zubringen mußte. Doch währte dieses Vikariat „nur bis zum Frühling, als eben der Vorrath meiner „Studentenpredigten aufgezehrt war. Zu Bürglen, meinem „zweiten Vikariate, wurde ich in ein sogenanntes Kamin- „stübchen einquartiert, in welchem nebst dem Bette kaum ein „Tischchen Platz hatte. Nachher bekam ich es besser, doch „immer noch armselig genug.

„Hier gieng meine Noth erst recht an. Ich sollte „Kinderlehre halten und wußte nicht, wie ich das angreifen „sollte. Stoff und Form waren mir gleich fremd. Lieber „hätte ich zweimal gepredigt, als einmal Kinderlehre gehalten.

---

<sup>1)</sup> Es waren mit Müsli zwölf Studirende der Theologie, die ad sacr. Minist. befördert wurden. Unter ihnen war in wissenschaftlicher Beziehung jedenfalls der Ausgezeichnetste: Johannes Itz, später Professor der Philosophie, dann erster Pfarrer am Münster und Dekan.



„Da fing ich an, mich vor mir selbst und vor den Kindern  
„zu schämen. Ich präparirte mich auf die Kinderlehren,  
„nahm eine Analyse der zu behandelnden Fragen mit mir  
„in die Kirche, und siehe, es gieng besser. Da kam der  
„Winter und mit ihm die Unterweisung, auf die ich mich  
„auch jedesmal sorgfältig rüstete. Da die erste Probe meines  
„Fleißes so gut ausfiel, so machte mir das Muth und die  
„schwere Kunst des Unterrichtens wurde mir immer leichter.  
„Als Privatstudium las ich Heßen's „Leben Jesu“, dessen  
„Schriften mir überhaupt sehr wohl gethan haben.

„Indessen verschwendete ich doch noch viele Zeit zu  
„Biel, wo ich alte Verwandte fast wöchentlich mehrere Tage  
„besuchte, was mein alter Pfarrer gar nicht ungern sah,  
„weil ich ihm unterdessen von Brod und Wein kam. In-  
„dessen waren diese Besuche in Biel nicht ganz verloren, in-  
„dem ich daselbst mit zwei gebildeten Geistlichen (Joh. Jakob  
„Eldin und Beat Ludwig Seiz) Bekanntschaft machte, deren  
„Umgang mir auch sehr vortheilhaft war.

„Natürlich blieb mir aber bei dieser öfteren Abwesen-  
„heit in Biel nicht Zeit genug übrig zum Niederschreiben  
„meiner Predigten. Ich begnügte mich daher damit, gleich  
„Anfangs der Woche einen kaum eine Quartseite füllenden  
„Entwurf zu machen und die Ausfüllung desselben auf der  
„Kanzel dem Zufalle zu überlassen. Noch jetzt schäme ich  
„mich dieses Thuns, das zur nothwendigen Folge hatte, daß  
„ich mich jedesmal im Wirbel der gleichen Ideen herum-  
„trieb und die Armuth der Gedanken durch Geberdensprache  
„und Schreien zu ersetzen suchte. Obschon meine Zuhörer  
„das nicht merkten, so fing ich doch selbst an, mich dieser  
„Nachlässigkeit zu schämen.

„Was aber den stärksten Einfluß auf meine wissenschaft-  
„liche und sittliche Bildung hatte, war die Beförderung

„meines Jugendfreundes Stephani<sup>1)</sup> zum Pfarrer nach dem  
 „nahen Nidau im Jahre 1774. Dieser sehr gebildete, von  
 „der Natur mit einem unererschöpflichen Vorrath guter Laune  
 „begabte Mann, den ich sehr oft besuchte, hatte sich eine  
 „neue Predigerbahn gebrochen dadurch, daß er seinen Pre-  
 „digten eine völlig praktische Richtung gab. Nicht immer  
 „gingen daher meine Besuche nutzlos unter Lachen und  
 „Scherzen vorüber, sondern wir theilten einander die Resultate  
 „unserer Lektur und unsere Erfahrungen mit und berichtigten  
 „wechselseitig unsere Urtheile.

„Auf diese Weise waren meine vier Vikariatsjahre in  
 „Bürglen vorübergefloßen, als ich ganz unvermuthet den  
 „Ruf erhielt, das Vikariat bei der lange schändlich vernach-  
 „lässigten Gemeinde Siselen zu übernehmen. Der damalige  
 „Pfarrer war ein Mann vom ersten Adel von Bern, ein  
 „Wittwer mit vier erwachsenen Kindern. Die beiden ältern,  
 „Bruder und Schwester, gerade im Alter der stärksten Leiden-  
 „schaften, gaben böses Beispiel jeder Art. Es war ein wahrer  
 „Skandal durch's ganze Land. Nur ein einziges Beispiel,  
 „wie der Pfarrer seine Gemeinde besorgte. Er ließ in der  
 „Woche zwar läuten, aber auch den wenigen in der Kirche  
 „Versammelten durch den Küster unter irgend einem Vor-  
 „wande bedeuten, er könne heute nicht predigen. Sie sollten  
 „in's Pfarrhaus kommen, er wolle ihnen ein Glas Wein  
 „einschenken lassen. Ein Wunder war es, daß nur sehr  
 „wenige Männer von dieser freien Bewirthung Gebrauch  
 „machten. Endlich kam dieses Unwesen der Obrigkeit zu Ohren,  
 „die dann auch dem Pfarrer einen Vikarius ordnete. Diesem

---

<sup>1)</sup> Franz Ludwig Stephani von Aarau, geb. 5. Jan. 1749, wurde 1772 in's Predigtamt erwählt, 1774 Pfarrer nach Nidau, 1780 I. Pfarrer nach Biel, 1786 II. Pfarrer nach Aarau, 1794 III. Helfer am Münster. Gestorben 10. Jan. 1813.

„übertrug die Verwandtschaft des Pfarrers auch die Verwaltung des Einkommens und die Besorgung der ganzen Haushaltung.

„Als ich zu dieser schweren Aufgabe berufen wurde, weigerte ich mich der Uebernahme derselben, solange die beiden ältesten Kinder zum Vergerniß der Gemeinde und der Nachbarschaft im Hause wären. Es war aber schwer, sie wegzubringen. Endlich gelang es doch. Durch die Verwandtschaft als Hausverwalter installiert, war es mein Erstes, Keller und Kornhaus mit neuen Schlössern zu versehen, und den Herrn Pfarrer, sowie die Kinder auf ein gewisses Quantum Wein per Tag zu reduzieren. Zur Besorgung der Haushaltung nahm ich meine Tante zu mir. Mir fiel, nebst allen Pfarrfunktionen, die Besorgung des ganzen Pfrundeinkommens, alles Einnehmens und Ausgebens und die ganze Rechnungsführung zu. Für die dadurch verursachte Arbeit konnte ich nur sechzig Kronen verrechnen.

„Aber dies alles war mir recht gut, denn es hielt mich zu Hause fest. Die ohnedies nun entfernter liegenden Städte Nidau und Biel wurden seltener besucht, so daß ich nun Zeit hatte, meinen Studien obzuliegen und mich auf meine kirchlichen Funktionen besser vorzubereiten. Nach ungefähr drei Jahren starb mein Pfarrer und mein Vikariat hatte ein Ende. In dieser kurzen Zeit hatte ich soviel für die Familie meines Pfarrers gewonnen, daß nach Bezahlung vieler Schulden noch 20,000 Pfd. übrig blieben.

„Den Winter von 1777 — 78 brachte ich, in Erwartung eines neuen Vikariats, auf dem Kloster <sup>1)</sup> zu.

---

<sup>1)</sup> Es bestanden damals in Bern zwei Alumnate für Theologen; das eine, „das Kloster“ genannt, weil es sich in den Räumlichkeiten des im Jahre 1528 aufgehobenen Franziskanerklosters (dem gegenwärtigen Hochschulgebäude) befand, war un-

„Im Sommer 1778 führte mich die Vorsehung auf  
„das Vikariat nach Kirchdorf. Der Pfarrer daselbst war,  
„ehe er als Helfer nach Bern berufen worden, Pfarrer zu  
„Unterseen gewesen, ein Umstand, der großen Einfluß auf  
„mein späteres Schicksal hatte.

„In Kirchdorf, wo ich meinen Patron, einen gewesenen  
„Stadtpfarrer und während des Sommers mehrere Familien  
„aus der Stadt zu Zuhörern hatte, arbeitete ich meine Pre-  
„digten mit noch größerem Fleiße aus, als in Siselen. Die  
„Unterweisungen und Kinderlehren wurden mir leicht und  
„zur Freude. Mit Lust arbeitete ich an dieser Gemeinde bis  
„im Sommer des Jahres 1779, wo die Pfarrei Unterseen  
„durch Beförderung ledig ward.

„Die Schönheit des Orts, die Kleinheit der Gemeinde,  
„die Nähe meines Bruders, der mittlerweile Pfarrer nach  
„Leizigen geworden, bewogen mich, mich für diese Stelle,  
„die von der Gemeinde besetzt wurde, zu bewerben. Die  
„Nothwendigkeit, mich bei jedem Hausvater zu empfehlen,  
„schreckte mich nicht ab. Die Empfehlung meines Bruders,  
„diejenige meines Prinzipals in Kirchdorf, ehemaligen Pfarrers  
„von Unterseen, die Gewogenheit des damaligen Schultheißen  
„daselbst, — dies Alles gewann mir bei den Vorgesetzten von  
„Unterseen das Uebergewicht über meinen Gegner, der zwar  
„die Weiber und Frömmeler in der Gemeinde auf seiner Seite  
„hatte. Auch war bei diesen auf eine unbegreifliche Weise

---

mittelbar nach der Reformation gegründet worden und enthielt  
20 Freistellen für Theologen und zwar hauptsächlich für Kandi-  
daten der Theologie, die momentan nicht als Vikarien verwendet  
waren. Sie hatten dort zu je zwei und zwei freie Wohnung  
und einfache Kost. Das andere Alumnat hieß: „die Schule“,  
war etwas später entstanden und befand sich in dem an der  
Stelle der 1536 niedergerissenen Franziskanerkirche aufgeführten  
Schulgebäude der gegenwärtigen Kantonschule.



„ein Verdacht gegen meine Rechtgläubigkeit ausgestreut worden, während sie hingegen meinen Gegner als einen ächten „evangelischen Christen ausgaben.

„Der Kampf war hart, aber ich siegte und erhielt die „Stelle den 24. September 1779. So führte mich die Vorsehung darum nach Kirchdorf, und meinen Bruder nach „Leißigen, um mich die Stelle in Unterseen finden zu lassen.“

Wir haben mit Fleiß diese Bekenntnisse Müslins über sein Vikariatsleben ununterbrochen folgen lassen, weil sie so am besten einen Einblick in die damaligen Verhältnisse geben, die so unerfreulich als irgend die heutigen waren. Menschengunst und Protektion spielen da wie dort dieselbe Rolle. Merkwürdig ist aber, wie Müslin, der diese Bekenntnisse kaum ein Jahr vor seinem Tode diktierte, ohne den Widerspruch zu merken, von der Leitung der Vorsehung spricht, während er doch alle Federn und menschlichen Mittel aufzählt, die in Bewegung gesetzt wurden, um die Wahl nach Unterseen durchzusetzen. Es waren eben Anschauungen, unter denen Müslin, wie die Pfarrer seiner Zeit alle, grau geworden. Eine Wahl zu einer Pfarre war jederzeit auch ein Sieg über einen Mitbewerber und seine Gönner.

Ueber Müslins Leben und Wirken als Pfarrer in Unterseen haben wir leider soviel wie keine Nachrichten. Er sagt zwar in seiner Bildungsgeschichte, keine Stelle sei geeigneter gewesen, die nöthige Ausbildung für eine Predigerstelle in der Hauptstadt zu geben, als die zu Unterseen, denn dort hätte er Städter und Nichtstädter, Gebildete und Ungebildete, kurz, Zuhörer von allen Arten, wie in der Hauptstadt, vor sich gehabt, denen man hätte müssen zu genügen trachten. Aber weiter vernehmen wir, außer einigen Notizen über seine Unterweisungen und Krankenbesuche, nur wenig. Er wollte seine 24 Unterweisungskinder statt nach dem Alter,

nach den Fähigkeiten und Kenntnissen ohne Rücksicht auf das Alter in zwei Kurse theilen, um die Einen desto weiter zu fördern, die Andern desto einfältiger zu unterrichten. Allein er mußte dabei erfahren, was Andere, die dasselbe versuchten, auch erfahren haben, nämlich den Unwillen der Eltern derjenigen Kinder, die er in die Abtheilung der Schwachen versetzte, den Neid dieser Schwächern gegen die Vorgezogenen und den Hochmuth dieser Letztern und ihre Stichelreden gegen die Schwächern — kurz eine förmliche pädagogische Niederlage. Das Endresultat seiner ersten Unterweisung in Unterseen drückt er mit den Worten aus: „In 79 Unterweisungen „konnte ich es, bei allem Fleiß mit den Admissibeln, nirgends- „hin bringen. Wo keine Köpfe stehen, dahinein kann man „auch nichts gießen. Ich hoffe, hier keine so schlechte Pro- „motion mehr zu erleben. Uebrigens muß ich hier die für „mich so demüthigende Betrachtung niederschreiben, daß von „allen seit zehn Jahren von mir unterwiesenen und admit- „tirten Kindern keine so ungerührt und trocken geblieben „sind als diese.“

Im folgenden Winter nahm er den alten Plan wieder auf, unterrichtete die Vorgerückteren nach einem eigens dazu verfaßten Leitfaden, brauchte den Heidelberger nur bei den Geboten und dem Abschnitte vom Gebete, bemerkte aber auch diesmal, daß, sowie er sich an den Katechismus hielt, die Kinder viel aufmerksamer waren als sonst.

Was die Krankenbesuche anbetrifft, so machte er entmuthigende Erfahrungen von wenig Frucht derselben und kam deßhalb zu dem Entschluß, mit den Kranken wenig Geistliches zu reden und nicht mit ihnen zu beten, stieß aber dadurch bei der Gemeinde und den Kranken an, die im Gegentheile verlangten, daß er die Kranken ungerufen besuche, mit ihnen gerade Geistliches bespreche und jedesmal mit ihnen bete.

Müslin mochte im Seelande, wo er als Vikar acht Jahre zugebracht hatte, in Bezug auf Seelsorge und Krankenbesuche andere Erfahrungen gemacht haben. Der Seeländer ist eben nicht so demonstrativ, wie der Oberländer, spricht sich nicht gerne aus und am allerwenigsten über Dinge des religiösen Lebens. Er fragt auch nicht viel nach Krankenbesuchen. Antworteten doch die Vorgesetzten einer seeländischen Gemeinde dem Verfasser dieser Biographie bei jeder Visitation auf die Frage, ob ihr Pfarrer Krankenbesuche mache, constant: „Dieselben seien hier nicht üblich und werden auch nicht verlangt.“

In Unterseen nun dachte Müslin daran, seinen Hausstand zu gründen und verehelichte sich den 18. Juli 1780 mit Maria Rohr, der ältesten Tochter des Pfarrers Emanuel Rohr von Sigrismyl. Der Hochzeitstag hätte bald ein schlimmes Ende genommen. Die Neuverhehlchten wurden nämlich auf der Fahrt von Gunten nach dem Neuhaus im kleinen Ruderschiffe von einem heftigen, mit Sturm verbundenen Ungewitter überfallen und vermochten nur mit genauer Noth die berückigte Zufluchtsstelle, oberhalb der Nase, „zum bösen Rath“ genannt, zu erreichen. Erst spät, nach wieder ruhiger gewordenem See, erreichten sie das Neuhaus. Welcher Anlaß für schwache Gemüther zu abergläubischen Betrachtungen! Die jungen Eheleute scheinen aber kräftigeren Geistes gewesen zu sein, und begannen unverdrossen ihren Hausstand. Derselbe mußte jedoch sehr einfach eingerichtet werden, da die Pfarrei Unterseen in den besten Jahren nur 236, in den mittleren nur 200 und in schlechten Jahren nur 155 Kronen eintrug. Sie gehörte deshalb auch in die damalige unterste Klasse der Pfarreien, und war mit keiner Taxe verbunden.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Es galt damals das Pfrundreglement vom 26. August 1773. Dieses, wie schon dasjenige vom 26. April 1740, theilte

Zwei Jahre und drei Monate war Müsli in Unterseen, als die dritte Helferstelle am Münster zu Bern erledigt wurde. Er sagt darüber in seinen Aufzeichnungen Folgendes: „Es kam mir gar nicht in den Sinn, mich für diese Stelle „zu melden, als mein Freund, Professor Jth, mich für dieselbe „in die Wahl brachte.<sup>1)</sup> Als ich jedoch vernahm, daß mein „Freund und Promotionsgenosse Wegel, Pfarrer in Murten, „dessen Frau eine geborne von Dießbach war, mit mir in die „Wahl gebracht sei, und alle Berichte von Bern zu seinen „Gunsten lauteten, schlug ich es ganz aus dem Sinne, mich „für die Probepredigt zu stellen. Indessen mußte ich doch „auf die dazu erhaltene Aufforderung antworten. Ich schrieb „bejahend, zögerte jedoch, den Brief abgehen zu lassen. Da „brach der entscheidende letzte Posttag an. Der Bote wartete „vor dem Fenster. Meine Frau lag krank zu Bette. Ich „fragte sie: Soll ich den Brief abgehen lassen? Sage nur „Ja oder Nein. Auf dich kommt es nun an. Nach einigem „Besinnen sagte sie: Lasse ihn abgehen. Auf diesem Worte „beruhte das ganze Schicksal meines späteren Lebens. Ich

---

die Pfarreien in drei Klassen ein; die I. umfaßte alle Pfarreien, deren Einkommen bis auf höchstens 1000 Pfd. stieg. Die II. diejenigen, deren Einkommen von 1000 (exclusiv) bis 1800 Pfd. stieg; die III. diejenigen von 1800 (exclusiv) und höher. Es gab solche, die in ausgezeichneten Jahren bis auf 5000 Pfd., ja 8000 Pfd. stiegen. Für die I. Klasse mußte man fünf, für die II. Klasse zehn und für die III. Klasse fünfzehn Jahre Dienst haben. Die I. Klasse bezahlte keine Taxe; von der II. Klasse bezahlten die meisten, von der III. alle eine nach der Größe des Einkommens sich richtende Taxe oder Abgabe, — innerhalb der drei ersten Amtsjahre zu entrichten. Diese Taxe war zur Verbesserung schlecht dotirter Pfarreien bestimmt.

<sup>1)</sup> Jth war damals Professor der Philosophie, als solcher auch Mitglied des Convents und hatte als eines der Mitglieder der aus den drei Pfarrern am Münster und den drei Professoren bestehenden Wahlkommission des Convents ein Vorschlagsrecht bei Besetzung von Staatspfarreien.



„reisete also nach Bern zur Probepredigt, aber ohne die geringste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, der mir auch, da ich mich in Unterseen wohl befand, nicht sehr am Herzen lag. Während des Studiums meiner Probepredigt über Jerem. X. 24: „Züchtige mich, Herr, doch mit Maßen, und nicht in deinem Grimm, auf daß du mich nicht aufreibest“, hatte ich beständig Zahnschmerzen und predigte auch unter Zahnschmerzen, die durch das „Brichten“<sup>1)</sup> in den kalten Hausgängen nicht vermindert wurden. Ich blieb dieselbe Woche in Bern und war am folgenden Sonntage meines Mitbewerbers Zuhörer. Das Urtheil des Publikums über unsere beiden Predigten fiel so zu meinen Gunsten aus, daß ich, nun aufgemuntert durch eine Menge von Gönnern, den Entschluß faßte, Alles zur Erhaltung dieser Stelle aufzubieten. Dennoch würde ich meinen Zweck nicht erreicht haben, wenn nicht die Vorsehung dazwischen getreten wäre. Acht Tage vor der Wahl starb nämlich der mächtige Gönner meines Gegners, ein gewaltiger Mann, der Alles durchzusetzen pflegte, was er sich vornahm. So wurde ein Theil der Wähler frei und ich erhielt die Stelle am 13. Februar 1782. Ungerne zog ich von Unterseen weg, jedoch mit dem Troste, nach einem etwa zehnjährigen

---

<sup>1)</sup> Das „Pfrundgeläufe“ oder sogenannte „Brichten“ war zwar durch verschiedene im Laufe des XVIII. Jahrhunderts von der Obrigkeit erlassene Pfrundbesetzungsreglemente streng verboten worden. Aber: *naturam expellas furca, tamen usque recurret. Et mala perrumpet furtim fastidia viatrix.* Die Herren Geistlichen ließen sich das „Brichten“ nicht nehmen, und „Meine Gnädigen Herren“ ließen es sich gerne gefallen. Der Nepotismus und die Protektionswahl sind übrigens heute in der II. Hälfte des XIX. Jahrhunderts gleich sehr im Gange wie in der II. Hälfte des XVII. Jahrhunderts, nur in anderer Art und Form.

„Aufenthalt in der Stadt auf das Land zurückkehren zu können.“<sup>1)</sup> Es wäre auch ohne die dazwischen ausgebrochene „Revolution gewiß geschehen.“

### Müslin's Wirken in Bern bis zur Helvetik.

Der Eintritt Müslin's in sein neues Amt fand bald nach Ostern 1782 statt. Er führte sich selbst ein mit einer Predigt über 1. Cor. IV. 1. 2. Es war damals in Bern, nachdem der Schrecken über den Bürgerlärm längst überwunden und das Gefühl der Sicherheit wieder zurückgekehrt war, einerseits die Geschlechterherrschaft in ihrer vollsten Blüthe, aber auch zugleich in ihrer starrsten Form; andererseits war doch eine gewisse mildere Praxis eingekehrt, die sich unter Anderem auch darin offenbarte, daß der verbannten Familie des Handelsmanns Daniel Fueter die Rückkehr in's Vaterland gestattet worden war. Immerhin war die Stellung der Stadtprediger und namentlich der Prediger am Münster dieser Aristokratie gegenüber keineswegs eine leichte. Sie sollten einem Publikum predigen, welches größtentheils aus den regierenden Familien bestand, und daher auch dem Predigenden gegenüber das Gefühl der bürgerlichen und

---

<sup>1)</sup> Die Predigerstellen in der Stadt waren damals oft der Weg, auf dem ihre Inhaber zu den einträglichen Pfarreien auf dem Lande gelangten. Manche Pfarrer am Münster verließen die Stadt wieder, um nach Kirchdorf, Obermühl bei Büren, Ins, Walpersmühl, Binelz u. s. w. zu ziehen, und dort in der Stille des Landlebens ihre alten Tage zuzubringen. Mit einigen Predigerstellen in der Stadt waren auch sogenannte Sprechrechte, d. h. das Recht, gewisse Pfarreien bei ihrer Erledigung anzusprechen und zu erhalten, verbunden.

gesellschaftlichen Superiorität in sich trug. Außerhalb der Kirche trat dieser Gegensatz dann auch scharf genug hervor. Noch im Jahre 1796, also nach bereits vierzehnjährigem Wirken in Bern, schreibt Müsli an Lavater, der ihn um seine Verwendung bei einzelnen Regierungsmitgliedern in einem Geschäfte ersucht hatte: „Ich bin hier ein viel zu unbedeutendes Individuum, als daß ich zumal in einem solchen Geschäfte auf unsere vielvermögenden Männer etwas zu wirken vermöchte. Wir haben hier keine Zürcher-, sondern nur Berner-Magistrate, d. h. hoch, hehr und stolz. Ich habe überhaupt wenig Verkehr mit ihnen, so daß ich neulich einen antraf, der erst noch fragen mußte, ob ich nicht Herr Helfer Müsli sei. Ein Beweis, en passant, von ihrer Gottesdienstlichkeit!“ Müsli trat übrigens am Münster in einen Kreis von höchst ehrwürdigen, trefflichen Männern. Erster Pfarrer und Dekan des Bernkapitels war Johannes Wytttenbach, zweiter Pfarrer Daniel Stapfer, beide weniger durch Predigerbegabung, als durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet; dritter Pfarrer war Abraham Kengger, als vorzüglicher Prediger weit und breit berühmt, wie der am Ende des XVIII. Jahrhunderts in Bern sehr bekannte Reim beweist:

Struensee und Brandt,  
Der Kengger und der Elephant<sup>1)</sup>  
Sind in der ganzen Welt bekannt.

Der verdienstvolle Göttinger Theologe Dr. Leß soll auf einer Schweizerreise in Bern sein Zuhörer gewesen sein und erklärt haben, wenn man Herrn Kengger auf der Kanzel sehe und höre, so glaube man einen Patriarchen zu sehen

---

<sup>1)</sup> Der im Hausgange der Zunft zu Schuhmachern gemalte Elephant.

und zu hören. Müsliu sagt von ihm, als er in einer Predigt seines Ende Januars 1794 erfolgten Todes erwähnt: „Ach wir haben ihn verloren, den Mann, der seit so vielen Jahren die Stelle eines Religionslehrers an dieser Gemeinde verwaltet, sie mit Würde und Segen verwaltet hat, aus dessen hellen, lichtvollen, rührenden Vorträgen wir nie unbelehrt, kalt und ungerührt weggingen, dessen aufgeklärte Religionsbegriffe unseren Verstand bereicherten, während seine warme Beredtsamkeit das Herz mit sich fortriß.“

Weniger bedeutend als Prediger und darum auch als solcher wenig geschätzt, war der erste Helfer Johannes Wyß, der Verfasser des bekannten und vielgelesenen schweizerischen Robinson. Naturkunde war mehr seine Sache als Theologie. Der zweite Helfer Beat Ludwig Mesmer war ein Mann von mildem frommem Sinn, in Predigt und Seelsorge der Gemeinde theuer.

Durch sein neues Amt ward Müsliu auch Mitglied und zwar jüngstes Mitglied des Kirchenconvents, dessen Obliegenheiten und Befugnisse damals im Ganzen dieselben waren, wie sie noch in der Predigerordnung von 1824 aufgezählt sind. Im damaligen Kirchenconvent saßen nun namentlich zwei Männer, welche, wie Kengger, die allgemeinste Achtung in der Stadt genossen. Der eine war der schon oben erwähnte erste Professor der Theologie Johannes Stapfer. Neben seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Herzensgüte waren es seine Predigten, die ihn besonders dem Kirchenpublikum werth machten. Er hatte freilich nur drei- bis viermal im Jahre zu predigen; aber um desto größer war auch die Zahl seiner Zuhörer. Zeitgenossen rühmen seine schöne und würdevolle Haltung, seine deutliche, anmuthige Stimme und seinen fließenden Vortrag; er habe Gründlichkeit ohne Ueberladung, Popularität ohne Böbelhaftigkeit,



Herzlichkeit ohne Schwärmerei, hohen sittlichen Ernst ohne Satyre und Bitterkeit befeßen. Von diesen Eigenschaften legen seine Predigten allerdings noch jetzt Zeugniß ab. Der andere ausgezeichnete Mann, der ebenfalls mit Müsli in im Kirchenconvente saß, war der damalige Pfarrer an der Nydeck, Samuel Hopf. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: Er war ebenso beliebter Prediger als allgemein verehrter Seelsorger. Alles an ihm, sein Aeußeres, sein persönlicher Charakter, sein Amtseifer, sein Umgang erweckte Liebe, Zutrauen und Ehrerbietung gegen ihn. Hagedorn's Gedicht: „Charakter eines würdigen Predigers“, sei nach seinem Tode, als das treffendste Bild seines Wesens, auf ihn durch Einschaltung seines Namens angepaßt und zu seinem Andenken gedruckt worden.

Die Arbeiten und Verrichtungen des Helferamts am Münster waren durch die sogenannte, im Laufe des XVIII. Jahrhunderts wohl zehnmal veränderte, Helferordnung bestimmt, und bestanden hauptsächlich in Nachmittagspredigten am Sonntage und in der Woche, sammt fast täglichen Gebeten, sowie in Samstags- = Frühpredigten im Münster, ferner in Früh- und Nachmittagspredigten, Sonntags- und Wochenkinderlehren in der Predigerkirche, ) endlich in Gebeten, Kinderlehren und Predigten im Siechenhause, jetzt Außerfrankenhaus genannt. Die Funktionen alternirten natürlich zwischen den drei Helfern. Alle, auch die unwichtigsten Abänderungen dieser Ordnung geschahen durch „Rath und Bürgerliche Erkenntnuß“ oder wurden von „Meinen Gnädigen Herrn und Oberen“ beschlossen und verordnet. Als Kuriosum mag hier auch beigelegt werden, daß zu der am Donnerstag nach der Morgenpredigt mit den Knechten und Mägden zu haltenden

---

1) Der jetzigen französischen Kirche.

Katechisation, die „Feuergschauer“ je auf Lichtmeß und Jakob dem obersten Helfer eine „exakte Specification der Hausdiensten“ einzuliefern hatten, laut einer bereits im Jahre 1685 erlassenen und nachher mehrmals erwähnten „Feuergschauer-Instruktion von Ihr Gnaden“. Ja noch mehr! Laut einer „Instruktion für die Herren Kirchenälteste und Herren Seelsorger der fünf Quartiere“, in welche die Stadt eingetheilt ward, wurden die Feuergschauer den Herren Seelsorgern untergeben, um ihnen bei Hausvisitationen zu Entdeckung verdächtiger Personen behülflich zu sein. Denn die Hausbesuchungen sollten sowohl von Helfern als Pfarrern nicht nur der Weg zur Seelsorge sein, sondern auch „solche Personen zu entdecken, die sich nicht nur verdächtig gemacht, sondern so stark vertrabet hätten, daß sie der Straf und Buße würdig möchten geachtet werden.“ Diese sollten denn auch von den Kirchenältesten und Seelsorgern dem gebührenden Richter verleidet werden.

Ueber seine amtliche Thätigkeit und daherige Pastoral-Erfahrungen in Bern enthält das sonst so ausführliche Tagebuch Müsli's leider durchaus keine Nachrichten. Wir müssen uns daher mit dem begnügen, was er uns über seine häuslichen Ereignisse mittheilt. Bald nach seinem Amtsantritt in Bern den 27. Mai 1782 wurde ihm seine ältere Tochter, Marianne, und den 17. August 1784 der einzige Sohn, Fritz, geboren. Die Geburt dieses Knaben erfüllte ihn mit den frohesten Hoffnungen. Er spricht sich darüber in seinem Tagebuche folgendermaßen aus: „Ich komme von der Taufe meines Kindes zurück. Wie wohl es mir da war und wie „inbrünstig ich beten konnte, das ist nicht zu beschreiben. Ja, „ich will sie halten, die zum Himmel gesendeten Gelübde, „das Kind zu einem rechtschaffenen Manne zu bilden. Gott

„wird mir helfen, er ist sein Vater mehr als ich. Ach, daß  
„du zu meiner Freude aufwüchsest, mein Sohn! Daß du der  
„Trost meines Alters würdest, meine Ehre, mein Ruhm!  
„Daß du, wenn ich frühe euch verlassen sollte, deiner Mutter  
„Segen würdest und sie für meinen Verlust schadlos hieltest!“  
Doch bereits am 31. März 1786 starb dieser Knabe. Müsli-  
n legte seinen männlichen Schmerz im Tagebuch nieder mit den  
Worten: „Diesen Morgen um halb sieben Uhr entschlief das  
„liebe, unaussprechlich liebe Kind. Der Herr ist weise und  
„gut. Nun ist mein Frig versorget, und ich weiß gewiß, wo  
„er ist, wo er meiner wartet, daß ich ihn wiedersehen werde.  
„Um so viel leichter ist nun mein Abschied aus dieser Welt.  
„Das Band zwischen mir und ihm ist nicht zerrissen. Es ist  
„so ewig als unser Dasein. Ich bin noch sein Vater und  
„er noch mein Kind.“

Müsli-  
n erhielt keinen Sohn mehr. Dagegen wurde  
ihm den 12. April 1787 seine zweite Tochter, Lisette, ge-  
boren. Ueber die Grundsätze, welche ihn in der Erziehung  
seiner beiden Kinder, und namentlich des ältern, leiten sollten,  
spricht er sich in seinem Tagebuche mehrfach aus. Er wollte  
das Kind in keine Schule schicken, damit es vor leerem Ge-  
dächtnißwerk bewahret bleibe. Lesen, Schreiben und weibliche  
Arbeiten sollte es zu Hause lernen. Eine Kinderbibel wurde  
ihm in die Hand gegeben und von dem Vater, wie er sich  
ausdrückt, „ihrem menschlichen Inhalte nach“ er-  
klärt, aber ohne je den Namen „Gott“ oder „Jesus“  
zu nennen. Gebetet wurde mit dem Kinde nicht. Es sollte  
nicht wissen, was beten heißt, weil, wie Müsli-  
n in sein Tagebuch schreibt, beten, ohne vorhergegangene Begriffe von  
Gott, von Allwissenheit und Allmacht, Unsinn sei.

Merkwürdig genug für Müsli-  
n's damalige Erziehungs-  
Grundsätze ist folgende Stelle in seinem Tagebuche: 27. Mai

1787: „Liebes Kind! Von heute über's Jahr, wenn ich „lebe, werde ich dich mit der Religion bekannt machen, und „zum erstenmal mit dir beten. Aber heute fange ich an, „dich zur Höflichkeit zu erziehen. Ich muß dich zuerst den „Unterschied unter den Menschen und die Art, ihnen deine „Hochachtung zu äußern, kennen lehren, ehe ich dich den „Unterschied zwischen Gott und den Menschen und die beste „Art, ihm deine Ehrfurcht zu beweisen, lehren kann. Bis „heute beschäftigte ich mich bloß, dich zum Gehorsam zu ge- „wöhnen. Aber von heute an sollst du alle Erwachsenen „ehren.“ Müsliu versteht nämlich unter diesem „ehren“ die Anrede mit Sie, welche nun auch gegenüber den Eltern für das Kind zum Gesetze gemacht ward. Dabei bekennt er, wie wehe es ihm gethan, dem Kinde das kindliche wohl- klingende Du zu untersagen, und es von nun an in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung von sich zu halten!

Den 27. Mai 1788, am achten Geburtstage des ältern Mädchens, begann nun dessen Erziehung zur Religion und zwar auf feierliche Weise. Er nahm das Kind mit seiner Mutter zu sich auf sein Zimmer, erklärte ihm dort, warum er es so alt habe werden lassen, ohne es beten zu lehren, hieß es zwischen den Eltern niederknien und betete nun mit ihm, bis es laut zu schluchzen und zu weinen anfang, und fast nicht aufhören konnte.

Es mußte jedoch auch Müsliu hier erfahren, daß solche gewaltsam herbeigeführte Erschütterungen nicht die geglaubte plötzliche Frucht bringen, sondern im Gegentheil oft von einem höchst ungünstigen Rückschlage begleitet sind. Gerade an jenem Vormittage betrug sich das Kind höchst störrisch und ungehorsam und mußte bestraft werden. Er bemerkt in seinem Tagebuche: „Nie hat mich noch etwas so sehr über-



„nommen und gekrönt, wie dieses! Und so unmittelbar  
„auf die rührendste Scene seines Lebens!“

Es drängt sich hier von selbst die Frage auf: Hat Müsli dieses Erziehungssystem auch bei dem jüngeren Kinde durchgeführt? Freilich! Unbegreiflich genug ging er in der Erziehung des jüngern Mädchens noch weiter. Bei diesem ließ er erst im vierzehnten Jahre die Religion als einen Faktor in der Erziehung eintreten. Zum Glück wird sich die Religion von selbst und auf anderen Wegen als erst durch des Vaters Unterricht geltend gemacht haben, wie er es schon bei dem älteren Kinde erfuhr, von dem er, ehe jene feierliche Einführung in die Religion stattfand, bekennen muß: „Unbegreiflich ist mir, wo mein Kind, noch nicht völlig 4 Jahre alt, seine Begriffe über Gott, Himmel und „dergleichen hernimmt, da ich mich aus guten Gründen sorgfältig hüte, ihm etwas von diesen ihm viel zu hohen Dingen „zu sagen.“ So unbegreiflich war es doch wirklich nicht, denn von andern Einflüssen abgesehen, wird wohl die Mutter das Ihrige dazu beigetragen haben.

Die Abneigung Müsli's, seine Töchter in die öffentliche „Lehr“, d. h. Schule zu senden, veranlaßte ihn im Jahre 1792, eine Privatschule für Mädchen der mittleren und höheren Stände oder, wie man sie damals nannte, ein „Institut“ zu gründen, dessen Leitung er übernahm und in welchem er den Religions- und Konfirmanden-Unterricht erteilte. In einem Briefe an Joh. Kasp. Lavater in Zürich vom 19. Dezember 1793 sagt er: „Diese Schule ist die „größte Freude meines Lebens. Bald habe ich noch eine, „dann werden da 40 Mädchen so zweckmäßig als möglich erzogen, daß sie das Velschland, das an unserem Sittenverderbniß so viel Schuld hat, gänzlich ersparen können.“ Er

leistete allerdings damit einer Anzahl Familien in Bern einen großen Dienst, und es gingen auch aus diesem Institute eine Zahl ausgezeichnete Mütter hervor, welche, wenn sie auch nicht, wie Müsliu mit seiner ältern Tochter und anderen Schülerinnen beabsichtigte, Lehrerinnen wurden, doch ihr Pfund im Leben nicht vergruben.

Das Privatleben Müsliu's war in dem ersten Jahrzehnd seines Wirkens in Bern ein sehr ruhiges und stilles. Sein Amt gestattete ihm viele Muße, die er zu Ferienaufenthalten bei befreundeten Predigern auf dem Lande und namentlich im gastfreundlichen Pfarrhause seiner Schwiegereltern zu Sigrismyl benutzte. Fast täglich trank er, besonders in den spätern Jahren, seinen Nachmittagskaffee entweder bei einer ehrwürdigen und geistvollen ältern Dame aus den höhern Ständen oder bei dem Bruder seines Schwiegervaters, dem Weißgerber Rohr an der Matte. Ja, er erwähnt in seinem Tagebuche vom Jahre 1791 sogar, daß er im Sommer dieses Jahres öfter mit seinem ältern Töchterchen in's Krauchthal gewandert sei, daselbst dem Fischen obzuliegen. Es war eben die der französischen Revolution unmittelbar vorhergehende Zeit, eine Zeit des tiefsten Friedens. Krieg war ein eben so undenkbares Wort, als eine undenkbare Sache. Auch der Ausbruch der französischen Revolution, deren Anfänge Müsliu wie viele Zeitgenossen von Kopf und Herz billigte, ließ noch keinen Krieg ahnen, obschon sie in Bern immerhin beunruhigte. Aber als die Zustände Frankreichs immer zügelloser wurden und am 20. April 1792 Ludwig XVI., gezwungen von der Nationalversammlung, seinem Neffen Franz, dem jungen Könige von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte, da erfüllte Schrecken alle Gemüther, und alle einigermaßen Einsichtigen ahnten, es möchte damit die Lösung des Krieges auf viele Jahre

gegeben sein. Einen Ausdruck dieses Schreckens und dieser Ahnung finden wir auch in Müsli's Tagebuch vom 6. Okt. 1792. Er schreibt dort: „Liebe Kinder, wer hätte glauben „sollen, daß in euerem Tagebuch jemals das Wort Krieg „vorkommen, und daß ich euch aus Furcht vor diesem Uebel „von mir entfernen würde. Aber nun ist wirklich dem so. „Wenige Tage müssen nun entscheiden, ob wir von den Fran- „zosen werden angegriffen werden. Die ganze Stadt ist in „der größten Angst. Schon macht man Anstalten, sich mit „seinen besten Sachen zu flüchten. Sobald ihr und euere „Mutter in Sicherheit seid, sind meine besten Sachen ge- „borgen. Ich lasse euch zu Sigrismühl. Ich aber bleibe „auf meinem Posten und erwarte, welcher Theil der allge- „meinen Leiden mir zu tragen bestimmt sei.“

Doch das von Frankreich drohende Ungewitter ging diesmal an den Grenzen vorüber und die Gemüther in Bern beruhigten sich einigermaßen. Auch Müsli beruhigte sich und nahm seine Arbeiten wieder auf, zu denen neben seinen amtlichen Funktionen sich bereits im Winter von 1791 auf 92 eine neue außeramtliche gesellt hatte, nämlich seine Vorlesungen als Religionslehrer am Institut für die sogenannte „politische Jugend“, d. h. an der für die Söhne der regierenden Familien im Jahre 1787 errichteten besondern Unterrichtsanstalt.

Dieses sogenannte politische Institut gehört recht eigentlich zur Signatur der zwei letzten Decennien der Patrizierherrschaft des alten Bern. Hören wir, was Bern's Geschichtsschreiber von Tillier über die Veranlassung zur Errichtung dieser Anstalt uns mittheilt. „Schon längst, sagt er, war „das Bedürfniß einer zweckmäßigeren und sorgfältigeren Er- „ziehung Derer, die vorzugsweise zu öffentlicher Wirksamkeit „berufen waren, von allen denkenden Staatsmännern aner-

„kannt worden und dennoch hatte man diese Erziehung bis  
 „jezt auf eine beinahe unglaubliche Weise vernachlässigt.  
 „Die mangelhafte Einrichtung der Schulen sowohl als der  
 „Aufenthalt vieler Familien auf dem Lande während eines  
 „Theils des Jahres oder oft während mehreren Jahren auf  
 „auswärtigen Aemtern, bei Einigen auch eine Abneigung  
 „gegen den Umgang ihrer Kinder mit den Kindern geringerer  
 „Burger, waren Schuld, daß Vornehmere ihre Söhne wäh-  
 „rend des Knabenalters mehrentheils Studenten oder Kan-  
 „didaten der Theologie als Hauslehrern zum Unterrichte  
 „übergaben, die, selbst nur dürftig mit Kenntnissen ausge-  
 „stattet, eher den Eltern in wirthschaftlichen Dingen behülfs-  
 „lich zu sein, als ihre Söhne zu erziehen verstanden. Hatten  
 „dann diese die Jahre erreicht, wo sich kein Hauslehrer weiter  
 „bei ihnen in Ansehen halten konnte, so wurden die meisten  
 „ohne weitere Aufsicht sich selbst überlassen und nur wenige  
 „auf deutsche Hochschulen oder auch in die Pfeffel'sche Anstalt  
 „nach Kolmar geschickt. Viele wußten dann später nichts  
 „Besseres vorzunehmen, als ihre Zeit mit Weibern oder  
 „anderen gleich unfähigen Altersgenossen zu vertändeln, bis  
 „der Eintritt in den Großen Rath sie oft sehr unvorbereitet  
 „zu den Geschäften rief.“ Ja, das war die Erziehung der  
 sogenannten „Degeli-Jugend“. Ihr Mißstand hatte denn  
 auch bereits im Jahre 1768 einen Auftrag an den Schul-  
 rath hervorgerufen, für die Jugend des politischen Standes  
 eine wissenschaftliche Beschäftigung auszumitteln, doch ohne  
 Resultat. Einen neuen Anstoß gab Karl Viktor von Bon-  
 stetten's Schrift über die Erziehung der bernischen Patrizier.  
 Die von ihm vorgeschlagene Erweiterung der Akademie zur  
 Hochschule, was das Einfachste und Natürlichste gewesen wäre,  
 fand nicht Anflang, wohl aber der im Anfang des Jahres  
 1786 aufgetretene Vorschlag der Professoren Tscharner, Itt



und Wilhelmi zu Errichtung eines von der Akademie getrennten „Instituts für die politische Jugend.“

Die Lehrfächer waren theils vorbereitende, wie Religion, deutsche und lateinische Sprache, Universalgeschichte, Statistik, theoretische Philosophie, Moralphilosophie und Einiges aus Mathematik und Physik, theils sogenannte politische Wissenschaften, wie vaterländische Geschichte, bürgerliches, römisches und vaterländisches Recht, Politik, Kameralwissenschaft und endlich praktische Anleitung in der Kunst des gerichtlichen Vortrages, und das Alles für junge Leute vom 14. bis zum 18. Altersjahre, denen, weil sie meistens keinen soliden Schulunterricht genossen hatten, die nöthigen Vorkenntnisse fehlten!

Dieses Institut wurde auf Martini 1787 und zwar den Patriziern von Bern, den Munizipalen und den Kantons- und Landesfremden von Stande eröffnet. Die dem Kirchendienste sich widmenden Jünglinge waren natürlich ausgeschlossen.

Den Religionsunterricht an dieser eigenthümlichen Anstalt gab zuerst Herr Pfarrer Rengger, dann im Winter von 1790—91 Herr Helfer Mesmer und von 1791 an Müsslin. Er begann seine Vorlesungen den 19. November dieses Jahres. Dieselben hielten die Mitte zwischen wissenschaftlicher und praktischer Behandlung theils mehr ethischer, theils mehr religiöser Gegenstände. Sie waren nicht Predigten noch Katechisationen, aber auch nicht dogmatische Vorlesungen, sondern Vorträge, in welchen er bald mehr die Peripherie, bald mehr das Zentrum des christlichen Glaubens und Lebens berührte. Während er in dem einen Winter über die Bestimmung des Menschen, über Unsterblichkeit, Nothwendigkeit einer Offenbarung und ähnliche Gegenstände sprach, so machten hingegen während eines andern wesentlich

christologische Fragen den Hauptgegenstand aus, und in einem dritten sind es hauptsächlich ethische Gegenstände, wie: über die Verirrungen des Sinnlichkeitstriebes, über die Keuschheit, den Ehrtrieb und das Spiel, die behandelt werden. Leider sind von diesen Vorlesungen bei weitem nicht alle mehr vorhanden, so daß der dabei befolgte Plan nicht mehr ersichtlich ist. Einen Theil seiner Vorlesungen bildet seine kleine, erst 1811 erschienene Schrift: „Geist der christlichen Glaubens- und Sittenlehre“. Wenn Müsli in seiner ersten Vorlesung sich freimüthig und scharf gegenüber seinen Zuhörern über den Unfleiß und die wenige Dezenz ausspricht, mit welcher die Vorlesungen seiner Vorgänger seien angehört worden, so mußte er, nach mehr denn einem Eingangswort seiner noch vorhandenen Vorlesungen zu schließen, dieselben Erfahrungen auch machen. Er hatte offenbar eine sehr übermüthige Jugend vor sich, welche zu unterrichten keineswegs angenehm war. Die von ihm eingeführte Methode, theils vor jeder Vorlesung eine Analyse derselben zu dictiren, theils an die Vorlesungen sich anschließende Fragen zur schriftlichen Beantwortung in die Feder zu geben, — war nicht nach dem Geschmacke seiner Zuhörer, welche sich die eine wie die andere Arbeit ersparen wollten.

Bezeichnend sind folgende Worte, mit welchen er die Vorlesungen des Winters von 1794 — 95 schließt: „Wenn wir keinen andern Beweis hätten, ruft er aus, wie Bern sich von Jahr zu Jahr verschlimmert, so wäre es die Bemerkung, daß die gleiche Progression in der Abnahme der Zuhörer beim öffentlichen Gottesdienste sich auch in diesem Saale zeigt. Noch vor zwei Jahren waren nicht selten bei 30 Auditoren versammelt; — wie wenige hingegen diesen Winter über gewesen seien, das wissen Sie, meine Herren, so gut als ich, und es war um so auffallender, je weniger

man von meiner Inauguralrede<sup>1)</sup> diese Wirkung hätte erwarten sollen.“<sup>2)</sup>

Der Untergang des alten Bern im Frühling des Jahres 1798 machte dem politischen Institute, welches übrigens durch den Abgang mehrerer der bedeutendsten Lehrer dem Erlöschen nahe war, ein plötzliches Ende.

Das Herannahen dieser Katastrophe Berns, welche sich am 5. März 1798 durch den Sieg der Franzosen im Grauholz und die darauf folgende Uebergabe der Stadt vollzog, war für Müsliu keineswegs unerwartet. Er hatte schon in den vorhergehenden Jahren, namentlich aber in mehreren Predigten des Jahres 1797 mit wahrhaft prophetischem Geiste ein über Stadt und Land kommendes Gericht verkündigt. Er erkannte vollständig die unter dem äußern Schein von Glück und Wohlergehen des Staates vorhandene Fäulniß. „Heil uns, sagt er in der Weihnachtspredigt von 1794, daß der Sturm, der dicht an unserem Weinberge vorüberwüthet, nicht uns bestimmt scheint, nicht zwar, als bedürften wir keiner Reinigung; nicht als wären die Tugenden unserer Väter durch die lange Stille und durch den heißen giftigen Zufluß fremder Beispiele nicht der Vermoderung nahe; nicht als wären keine unter uns, — die die Tempel geschlossen, das Christenthum abgeschafft, und die Lehrer desselben abgedankt wünschen.“

---

<sup>1)</sup> Gehalten den 17. Nov. 1795 über: Unentbehrlichkeit der Verstandesausbildung für den Bürgerstand.

<sup>2)</sup> Woher L. Lauterburg (Berner Taschenb., Jahrg. 1853 S. 371) die Notiz hat, Müsliu habe von 1791—1798 einen theologischen Lehrstuhl an der Akademie innegehabt, ist unbegreiflich und wohl nur eine Verwechslung mit seinem Lehramte am politischen Institute. Jedenfalls ist jene Notiz durchaus unrichtig.

Wahrhaft erschütternd ist seine Bettagspredigt des Jahres 1797 über Ezech. XX. 13, in welcher er „über den Einfluß der Sonntagsheiligung auf Sittlichkeit und Volksglück“ mit einer bewunderungswürdigen Freimüthigkeit sprach und dabei in folgende Klage ausbricht: „Wenn es den Beamteten nicht mehr um ihre Pflicht, sondern bloß und einzig um ihr Einkommen zu thun ist, — wenn sie sich stillschweigend unter einander einverstehen, ihre Obern durch Schweigen oder durch falsche Berichte zu täuschen, — wenn die Regierung sich endlich mit lauter Schurken umringt sieht, die an keinen Gott und keine Hölle glauben und durch vielleicht nur unvorsichtig entfallene, Reden ihrer Obern aufgemuntert oder verführt, die Diener der Religion als eine lästige und überflüssige Menschenklasse, und die Religion, die sie lehren, als Fabelwerk anzusehen gelernt haben, wer will und wie soll man ein solches Volk regieren! Es ist einer am fruchtbaren Abhang eines feuerspeienden Berges liegenden Provinz ähnlich, deren Reichthum zwar eben durch das unter ihr brennende Feuer verdoppelt wird, die aber auch aus eben dieser Ursache keinen Augenblick sicher ist, daß es nicht jetzt und aber jetzt ausbreche, und ihre sorglosen Bewohner unter ihrem Feuerstrom begrabe.“ — „Armes liebes Vaterland! Muß nicht das Herz jedes redlichen, — vielleicht redlicheren Bürgers, als mancher nicht ist, der doch das Mark des Landes in unthätiger Ruhe verzehrt, — muß es nicht bluten, das Schiff deiner Wohlfahrt zwischen zwei fürchterlichen Klippen zu wissen; — wie es geld- und herrschgierig alle Bande zerreißend und in seinen Eingeweiden wühlend, seinem Untergange zueilen wird, oder, wie es von seinen eigenen undankbaren, selbstsüchtigen Kindern feigherzig verlassen oder verrathen, durch feindliche Heere erobert, zur Sklavin erniedrigt und als eine solche mißhandelt zu werden, mit seiner ver-



lorenen Freiheit seinen Wohlstand beweinen wird.“<sup>1)</sup> Welche Einsicht in die Staats-, Gesellschafts- und Volkszustände! Aber Niemand achtete auf diese Stimme, und wenn man von Seite der Regierung darauf achtete, so war es nicht selten, um solche Freimüthigkeit übel zu vermerken. „On est fort irrité contre vous“, so stand in einem Zettelchen, am Abend mehr als eines Bettages ihm in's Haus gesandt, geschrieben. Müsliu ließ sich indessen nicht abhalten, zu rügen und zu warnen, so lange noch dem alten Bern Frist gegeben war. Seine Korrespondenz, namentlich seine Briefe an Lavater, geben von derselben Einsicht Zeugniß. Schon 1793 schrieb er ihm, das ganze Haupt sei krank, aber er dürfe es Niemand laut sagen. Der Rath habe durch eine förmliche Erkenntniß vor zwei Jahren schon alle Pfarrer und alle Ehrbarkeiten (Chorgerichte) von ihren aufhabenden Verbindlichkeiten entlassen, über die Heiligung des Sonntags zu machen. „Jetzt, fügt er bei, können die Landvögte, die Pintenschentrechte haben, so oft tanzen lassen, als sie wollen. Sie können sich denken, ob sie davon profitiren.“

Welche Ursachen des tiefen Falls seiner Vaterstadt und des alten bernischen Staates er auch in der bisherigen Verfassung, neben den sittlichen Zuständen der regierenden Geschlechter, erkannte, zeigt die 1798 anonym erschienene, aber nach seinem eigenen Zeugniß von ihm verfaßte Schrift: „Bern, wie es war, ist, und sein wird.“

Müsliu hatte noch vor Berns Kapitulation seine Familie in's Oberland, d. h. seine Frau und seine jüngere

---

<sup>1)</sup> Diese Predigt ist 1797 auch im Druck erschienen. Sie ist in die Predigtammlung Müsliu's ebenfalls sogar zweimal aufgenommen worden. Jedoch wurden dann die stärksten Stellen von der Censur gestrichen oder gemildert.

Tochter in's Pfarrhaus Sigrismyl und seine ältere Tochter in die Landtschreiberei Interlaken gesandt, wo diese aber erst recht vom Regen in die Traufe kam und, wenn sie sich nicht der Mißhandlung durch das furchtbar aufgeregte Volk aussetzen wollte, mit den übrigen dort anwesenden Bernerinnen den feierlichen, oder besser gesagt, lächerlichen Umgang um den Freiheitsbaum mitmachen mußte, eine der neuen Freiheit gebrachte Ovation, welcher der Vater sie gerade hatte entziehen wollen. Sie flüchtete sich dann von Interlaken ebenfalls nach Sigrismyl. Persönliche Gefahren oder auch nur Schaden an Eigenthum erlitt Müsli nach seinem eigenen Zeugniß während und nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen gar nicht. Aber sein Gemüth litt bei dem Anblick der Revolutionsscenen namenlos. „Ach, schreibt er den 12. März 1798 an seinen Schwiegervater, an was alles werden wir uns gewöhnen, was alles entbehren lernen müssen! Auf jedem Platz der Stadt wird nun jeden Tag ein Freiheitsbaum gepflanzt, um welchen die provisorische Regierung en corps herumgehen muß und wo dann vom General eine Rede gehalten wird, die Herr Seckelmeister Frisching verdeutschen muß. Wie ihm dabei das Herz bluten muß, und wie es jedem guten Bürger blutet! Ach könnt' ich doch mit Frau und Kindern ausziehen und ein anderes Vaterland finden! Ich denke im Ernst daran. Aber erst muß ich wissen, was mir übrig bleibt, und ob das Emigriren nicht werde gehindert werden. — Es scheint, der Sieger wolle den ochsischen Plan durchsetzen und die Schweiz nach Frankreich umbilden. Das wäre für sie <sup>1)</sup> sehr bequem, für uns das größte Unglück. Jeder Tag bringt etwas Neues, das mich darnieder schlägt. Mein Herz leidet viel, sehr viel!“

---

<sup>1)</sup> nämlich für die Franzosen.

## Müslin's Wirken während der Helvetik.

Dürfen wir erwarten, daß ein Mann, der bei aller Einsicht in die Gebrechen und Schäden des alten Bern, doch so mit ganzer Seele an demselben hing, sich aus Menschenfurcht oder aus Charakterlosigkeit nun schnell an die neuen Zustände werde angeschlossen, oder auch nur mit denselben bald werde ausgesöhnt haben? Wahrlich nicht. Müslin war nicht ein Charakter dazu! Vielmehr hat er sich nie mit den durch die Helvetik herbeigeführten politischen Zuständen, noch mit denjenigen Männern, die ihr dienten, versöhnen können. Lavater sprach ihm aus dem Herzen, als er ihm schrieb: „Ich denke, wir sind eine unheilbare Republik, so lange wir eine untheilbare sind. — Wenn das Volk frei wählen könnte, hin wäre die idealische Untheilbarkeit.“

Zuweilen nahm Müslin einen Anlauf, denjenigen Männern, welche sich an der Regierung der helvetischen Republik und am Ordnen der verwirrten Zustände betheiligten, gerecht zu werden. So sagt er in der Bettagspredigt von 1798: „Nicht wenige Männer haben, ohne allen Ehrgeiz, ohne eine andere Aussicht als die auf die niederdrückendsten, undankbarsten und gefährlichsten Arbeiten, aus dem reinsten Patriotismus, in den stürmischsten Tagen sich an die Spitze der Geschäfte gestellt, um ihren Mitbürgern den kleinen Theil von bürgerlichem Glücke zu retten, den zu retten ihnen der Drang der Umstände erlaubte.“ Höchstwahrscheinlich beziehen sich aber diese Worte nicht auf die an der Spitze der helvetischen Republik, sondern nur auf die an der Spitze der städtischen

Verwaltungskammer stehenden Männer. Dem sei, wie ihm wolle, gegen jene konnte er einen Widerwillen nie überwinden. Sie waren und blieben ihm Feinde Berns und Knechte der Franken, die er mit der ganzen Kraft seines Herzens haßte.

Unter denjenigen Männern, welche sich an der politischen Neugestaltung Helvetiens betheiligten, und denen Müsliu diese Betheiligung nicht verzeihen konnte, war auch Philipp Albert Stapfer, von Brugg, früher Müsliu's Mitarbeiter am politischen Institut, seit 1796 Professor der Dogmatik an der bernischen Akademie.<sup>1)</sup> Beide waren vor der Revolution durch die herzlichste Freundschaft verbunden. Durch jene entstand zwischen ihnen eine große Kälte und Entfremdung. Stapfer, als Aargauer und als philosophisch gebildeter, der liberalen Zeitströmung zugewendeter Mann, sah die schweizerische Revolution und insonderheit den Sturz der bernischen Aristokratie mit anderen Augen an, als Müsliu. Ihn leiteten, als er helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften wurde, gewiß nur reine Motive. Müsliu vermochte aber bei seiner Abneigung gegen die Helvetik diese Motive nicht anzuerkennen und zürnte dem Freunde. Vergeblich waren auch Lavater's Mahnungen, Stapfer anders zu beurtheilen und sich demselben wieder zu nähern. Noch am 27. November 1799 schreibt Müsliu an Lavater: „Ich stehe in keiner Verbindung mit Stapfer und mag mit diesen Anbetern des Thiers nichts zu thun haben.“ Lavater ließ indessen in seinen Bemühungen, eine Ausöhnung zu Stande zu bringen, nicht nach. Charakteristisch für ihn ist sein Brief an Müsliu vom 31. Januar 1800: „Ich bin, schreibt er,

---

<sup>1)</sup> Stapfer ist geboren den 23. September 1766, war also 19 Jahre jünger als Jth, Stephani und Müsliu.



oft in großer Versuchung, an den Minister Stapfer zu schreiben. Noch lieber aber wünschte ich einmal, mit ihm mich aussprechen zu können. Mündlich sollten solche Sachen abgethan werden. Mir wollte oft scheinen, ein Mann, wie Jth,<sup>1)</sup> Stephani<sup>2)</sup> oder Sie, oder alle drei zusammen, sollten auf den Mann Ihres Alters persönlich nicht wenig wirken können. Stapfer ist doch gewiß weder ein gemeiner Kopf, noch ein bösertiges Wesen. Ich halte ihn für einen redlichen Denker, für einen gründlichen Philosophen, der freilich seine fixen Ideen hat, die man ihm mit unbeantwortlichem Wiß, der lauter Verstand sein müßte, weglächeln sollte. Ich vermißte an ihm nur Volkskenntniß und praktische Popularität. Soeben, indem dies dictirt wird, schreibt mir Stapfer und zwar einen sehr vernünftigen und christlich-ruhigen Brief, der mir Anlaß geben wird, mein Herz gegen ihn sehr brüderlich zu leeren. O würde Gott mich würdigen, etwas beitragen zu können, daß Sie sich einander näherten! Ein so redlicher und verständiger Mann, wie Stapfer, der sich so geraden Weges zu einem wahrlich nicht unchristlichen Christenthum bekennt, verdient durch mündliche Unterredungen gewonnen zu werden und durch Anhörung seiner Gründe zu gewinnen."

Am 5. Februar desselben Jahres schreibt Lavater nochmals: „Heute geht ein ziemlich weitläufiger, äußerst freimüthiger Brief an Stapfer ab, dessen Zweck ist, ihn auf die üblen Effekte seines das Volk nicht kennenden Wohlmeinens

---

<sup>1)</sup> Damals I. Pfarrer am Münster und Dekan der Klasse Bern.

<sup>2)</sup> Damals II. Helfer am Münster. Auch von ihm sind vor und nach dem Falle Berns mehrere Predigten erschienen. Obgleich von anderem Charakter als diejenigen Müslin's, sind sie doch auch zur Kenntniß der damaligen religiösen und sittlichen Zustände nicht unwichtig.

aufmerksam zu machen und ihn aufzufordern, sich mit Ihnen und Ihren Kollegen zur Vereinigung der Volkslehrerrechte zu vereinigen. Ich habe mehr als eine Spur seiner guten Gesinnung. Thun Sie doch alles Mögliche, daß diese Vereinigung statt habe, und ein helvetisches Religionskomite errichtet werde."

Eine Annäherung zwischen Stapfer und Müsliu scheint auch endlich wirklich stattgefunden zu haben; dennoch kehrte die alte herzliche Freundschaft nicht zurück, da auch Stapfer bereits im Laufe des Jahres 1800 als helvetischer Minister nach Paris ging, dort seinen bleibenden Wohnsitz nahm und den geistlichen Stand ganz mit dem politischen vertauschte.<sup>1)</sup>

Durch die Helvetik und das mit derselben über das engere und weitere Vaterland gebrachte Unglück wurde Müsliu in neue Bahnen des Wirkens geworfen.

Seine erste Thätigkeit war seine Betheiligung an der Hülfsgesellschaft für die kriegsbeschädigten Schweizer der innern Kantone, insonderheit der Nidwaldner. Er führte darüber nicht nur einen lebhaften Briefwechsel mit Lavater, der ihm auch nach seiner Verwundung von seinem Schmerzenslager aus antwortete, sondern er besuchte denselben auch im Mai des Jahres 1800 in Baden, um über die Art und Weise der zu leistenden Hülfe mit ihm persönliche Rücksprache zu nehmen. Lavater hatte seinem Freunde zu diesem Zwecke ein vierzehn Punkte enthaltendes Programm geschickt, wovon der erste lautet: „Möglichst vollständige, gedrängte, unübertriebene Darstellung des helvetischen Elendes ist das Erste und Dringendste, das wir auszuarbeiten haben." Am Ende des Briefes, in welchem dieses Programm enthalten ist, fügt Lavater noch Folgendes bei: „Haben Sie auch schon was

---

<sup>1)</sup> 1801 trat Stapfer förmlich aus dem bernischen Ministerium.

von Zürcher Hardmeyer's sechs letzten Predigten in Bayreuth gehört? Ich habe sie das dritte Mal wohl durchgelesen. Da haben wir nun den Antichrist in aller Form auf einer christlichen Kanzel. Er dankt zwar Christo für seine Verdienste um die Menschheit, aber nennt ihn doch einen Träumer und Schwärmer, und das Christenthum Wahnsinn, von dem er die Welt heilen will. Das Christenthum zu stürzen soll sein Hauptgeschäfte sein. Das sagt er in seinen Predigten und Vorrede. Von Zürich also geht der Antichrist mit entblößtem Angesicht aus! Große Ehre für uns, daß ein Mann, der sich weiser dünkt als Christus — unser Mitbürger ist! Doch davon, so Gott will, sprechen wir auch noch ein Wort." Die Frucht dieser Zusammenkunft mit Lavater war die Bildung der Central-Hülfs-gesellschaft, die in Bern ihren Sitz hatte und zu welcher nebst Alt-Sekelmeister von Frisching und anderen angesehenen Bernern auch Dekan Jth, Pfarrer Wytttenbach am heil. Geist und die beiden Helfer am Münster, Stephani und Müsli, gehörten. Diese Männer ließen sich durch das Mißfallen des damaligen Ministers des Innern, Alb. Kengger, welches derselbe gleich bei der Gründung der Hülfs-gesellschaft in seinem Bericht an das Direktorium vom 25. Nov. 1798 ausgedrückt hatte, und worin er von Mißtrauen gegen die Regierung, Unzulänglichkeit der Hülfs-mittel, unbesonnener Auspendung von Almosen an Unwürdige und ähnlichen Dingen sprach, nicht irren. Der Erfolg rechtfertigte sie, denn die Höhe der ihnen aus der Schweiz sowohl als dem Auslande zugeflossenen Unterstützungsgelder belief sich laut der Schlußrechnung von 1806 auf die Summe von 50,808 alte Schweizerfranken, und ihr Rechenschaftsbericht bewies, daß sie die ihnen anvertrauten Gaben wohl angewendet hatten.

Kengger erwarb sich durch sein fast feindseliges Benehmen gegen die Hülfsgesellschaft weder in Bern noch in Zürich Freunde. Und während das Verhältniß zu Stapfer sich einigermaßen wieder herstellte, steigerte sich namentlich bei Müsliu der Widerwille gegen Kengger, den er, und nicht mit Unrecht, als dem alten Bern besonders feindselig gesinnt erkannt zu haben glaubte. Ob Müsliu mit Kengger, dessen Vater sein langjähriger älterer Kollege am Münster gewesen, vor dem Sturz der alten Regierung in irgend einem Verhältniß gestanden, ist unbekannt, aber nach der Revolution fand durchaus keines statt, einen kurzen Briefwechsel im Januar 1815 ausgenommen, in welchem Müsliu, verletzt durch eine politische Flugschrift Kengger's, demselben Undankbarkeit gegen Bern für die sowohl seinem Vater als ihm selbst durch die Berner erwiesenen vielen Wohlthaten vorwirft, Kengger hingegen diese in Abrede stellte.<sup>1)</sup>

Daß Müsliu bei seinem lebhaften und leicht erregbaren Temperamente nicht nur mit Stapfer und Kengger, sondern auch mit andern damals durch ihre Stellung oder ihre Schriften hervorragenden Wortführer der Helvetik in Konflikt kommen mußte, läßt sich leicht denken. Die Rücksichtslosigkeit Einzelner derselben gegen die Geistlichen nicht nur, sondern gegen die Gemeinde und ihren Gottesdienst ging eben auch sehr weit. Müsliu erzählt: „Es war Sonntags den 1. Juli 1798, daß es der damals gerade zu Bern anwesende Bürger Ochz zuließ, daß zu Ehren seiner Beförderung in's Direktorium auf dem Münsterkirchhof (Platteforme) Kanonen aufgepflanzt und während dem ganzen Nachmittagsgottesdienst

---

<sup>1)</sup> Welche der politischen Flugschriften Kenggers es war — ist nicht möglich zu ermitteln. Die Korrespondenz siehe im Anhang.



alle 5 Minuten so stark geschossen ward, daß Fenster in die Kirche herunterfielen. Jedoch verfehlte dieser seines Ursachers würdige Spaß gänzlich seines Zweckes. Der Prediger fuhr fort und die Zuhörer hielten sich so gut, daß außer etwa 12 schwächlichen Frauen Niemand die Kirche verließ. Das Schießen hörte auf, sobald der Gottesdienst geendigt war." Eine solche Handlungsweise des Bürgers und Direktors Ochs sah doch, wenn sie es vielleicht auch nicht war, einer absichtlichen Störung des Gottesdienstes und einer unwürdigen Kränkung des Predigers sehr ähnlich. Einen Konflikt viel ernsterer Art hatte Müsli mit dem Volksrepräsentanten Bernh. Friedr. Kuhn, dem spätern Professor der Jurisprudenz in Bern. Dieser hatte in seiner Schrift über das Einheitssystem die Regierungen und Priester beschuldigt, sich seit Jahrhunderten um die Wette bemüht zu haben, die moralische Natur der Menschen zu verderben. Müsli bezog diese und andere Stellen auf die Geistlichen Berns und schrieb seine „Vertheidigung der Geistlichen gegen eine Stelle in Bürger Kuhn's Schrift über das Einheitssystem“. In dieser allerdings heftigen Schrift beschuldigte er seinerseits den gewesenen Volksrepräsentanten, zur Verfolgung der eidverweigernden Unterwaldner mit Feuer und Schwert gerathen zu haben. Fürsprech Kuhn fand sich durch diese und andere Stellen in Müsli's Schrift so sehr beleidigt, daß er nicht nur eine „Appellation an das Publikum“ ausgeben ließ, worin er seinem Gegner, dem er an logischer Schärfe und advokatischen Wendungen weit überlegen war, mit Spott und Hohn überschüttete, sondern ihm auch einen Prozeß auf Verläumdung anhängte. Lavater, dem Müsli darüber schrieb, war zuerst mit ihm einverstanden, indem er ihm den 12. Sept. 1800 die Zusendung der Schrift mit den Worten verdankte: „Herzlichen Dank für die beiden pracht-

vollen Bogen gegen Ruhn." Aber bald änderte Lavater, wohl bei ruhigerer Ueberlegung und auf Nachrichten von Bern (offenbar von Usteri) hin, sein Urtheil und schrieb den 17. Nov. an Müsliu: „Tag und Nacht gehen Sie und Ihr unseliger Prozeß mir im Kopf herum. Ich möchte Ihnen, wenn ich dürfte, im Namen Gottes zurufen: Nur auf's Ende, auf's Ende hingearbeitet, lieber Müsliu. Haben Sie sich, wie alle Welt meint, unerweislich und zu stark gegen Ruhn ausgedrückt, so nehmen Sie sogleich zwei unpartheiiische Männer mit sich und gehen hin zu ihm, und nehmen das Zustarke ohne alle Einschränkung zurück, lassen diesen Schritt publik werden und suchen die Sache in acht Tagen völlig zu beendigen. Ohne das werden Sie von Ruhn verschlungen und von Freunden und Feinden verurtheilt. Bitten Sie übrigens Gott ausdrücklich um ruhige Weisheit und daß er Ihnen aus diesem Labyrinth heraushelfe. Ich war auch schon in ähnlichen Fällen und Gott half mir augenscheinlich." War es dieser treue und weise Freundesrath oder eigene bessere Einsicht, genug, Müsliu suchte den Prozeß zu Ende zu bringen und es fand ein Vergleich zwischen ihm und seinem Gegner statt, bei welchem es aber nicht ohne Widerruf abging. In seinem letzten Briefe an Müsliu vom 2. Dezember 1800 schreibt Lavater: „Nur noch zwei einzige Worte kann ich, lieber Müsliu, mit harter Noth diktiren. Allervörderst gratulire ich Ihnen, daß Sie aus dem leidigen Prozeß heraus sind. Mögen Sie sich nur in der Vertheidigung Ihres Rakters so mäßigen, daß Sie sich in keinen neuen Prozeß verwickeln. Ich wünsche diese Vertheidigung klar, wahr, sanft und fest." <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Lavater hinterließ nach seinem Tode, wie er es gewiß auch für andere Freunde gethan haben wird, für Müsliu ein

Aus den letzten Worten Lavaters scheint hervorzugehen, daß Müsli noch eine Schrift zur Vertheidigung seines Charakters erscheinen zu lassen beabsichtigte. Allein wir wissen von keiner solchen. Vielmehr scheint er sich seit diesem Prozesse mit Ruhn sowohl der Theilnahme an der Zeitungspolemik als auch jeder pamphletartigen Schriftstellerei enthalten zu haben.<sup>1)</sup> Es war auch mehr als genug. Denn in der gleichen Zeit, wie er in den Handel mit Ruhn verwickelt war, mußte er mit seinen Freunden Stephani und Jth sich wegen ihrer Bettagspredigten von 1800 gegen einen äußerst heftigen im „Freiheitsfreund“ erschienenen Artikel des gewesenen Direktor Pschyffer vertheidigen. Dieser schalt sie Haß und Parteigeist athmende Prediger, pflichtvergessene Lehrer und Psaffen, legte ihnen Gegenrevolutionspläne unter und beschuldigte sie leidenschaftlicher Uebertreibung und der Absicht, Zwietracht und Rachgier zu nähren, sowie öffentlicher Volkschändung und Volksentehrung. Allerdings ist Einzelnes nach Müsli's Art, namentlich im Schlußgebet seiner Bettagspredigt mit sehr starken Farben aufgetragen. Aber mit Recht erwiedert das

---

kleines Päckchen (Couvert) mit der Ueberschrift: „6 Billets an einen Freund nach meinem Tode. Bestimmt an Freund Müsli in Bern. Erlaubt 25. VII. 1800.“ Diese kleinen Billets, die Lavater übrigens oft auch zur Korrespondenz benutzte, enthalten kurze Sentenzen, nicht undeutliche Winke des heimgegangenen Freundes an den noch lebenden. Wir wollen nur drei davon mittheilen:

Gleicher sich bleibt Gott als die Sonne;  
Verliere den Muth nie.

Auch dein strengeres Wort bejeele Güte des Herzens.

Gute große Seelen ent schlagen sich  
kleinlichem Argwohn.

<sup>1)</sup> Ob die im Oktober 1802 erschienene „Ehrenerklärung an das bernische Landvolk“ von Müsli sei, läßt sich nicht gewiß sagen. Gedanken und Sprache möchten es fast mit sich geben. Wenn ja, so ist diese seine letzte politische Flugschrift gewesen.

von den drei angefeindeten Predigern an die Kirchgemeinde Bern zur Rechtfertigung vor derselben gerichtete und ohne Zweifel von Müsliu verfaßte „Sendschreiben“: Es stehe einem Katholiken und Luzerner übel an, über protestantische und bernische Prediger zu richten, auch hätten sie sich vor der Revolution derselben Freimüthigkeit und Redefreiheit bedient, wie eben der Karakter des Bußtages eines protestantischen Volkes sie verlange, und die sie jetzt nach der Revolution ebenfalls in Anspruch nehmen.

Erfreulicher als diese Federkämpfe mit einzelnen hervorragenden Männern der helvetischen Zeit wäre für Müsliu gewiß die Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit an einer wissenschaftlichen Anstalt gewesen. Allein sie wollte sich nicht finden. Müsliu, in Verbindung mit Stettler, Zeender und Schärer, machte zwar den Versuch, an der Stelle des eingegangenen politischen Instituts ein „republikanisches Gymnasium“ zu gründen, wozu er am 22. Dezember 1798 ein Programm im Druck erscheinen ließ. Allein es ist dasselbe nicht lebensfähig geworden. Schon nach einem Jahre ging es wieder ein. Es findet sich unter seinen Schriften keine Spur von Vorlesungen, die er an demselben gehalten hätte. An der „wissenschaftlichen Lehranstalt“ von Zeender, Trechsel und Niehans nahm er nicht Theil, wahrscheinlich weil der Unterricht in der Religion in dem Rahmen dieser Anstalt keinen Platz fand. Hingegen mag er schon damals begonnen haben, was er in den zwei letzten Jahrzehnden seines Lebens öfter that, nämlich ganz privatissime einzelne Theologie-Studirende in der schweren Kunst der Predigt und insonderheit der Katechese, die er in vorzüglichem Grade besaß, zu unterrichten, <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Aus diesem Unterricht entstanden die Analysen über den Heidelbergischen Katechismus, welche, viele Jahre unter den Geistlichen in Manuscript zirkulirend, erst 1806 im Druck an die Öffentlichkeit traten.



indem das Katheder der praktischen Theologie nur ungenügend bestellt war.

Man könnte nun denken, ein so ausgesprochener Feind der Helvetik und zwar sowohl ihrer Zustände als ihrer Leiter, der in seinen Predigten nicht nur bis an, sondern oft bis über die Gränze dessen ging, was man „das Politisiren“ in einer Predigt nennen mag, werde, wenn auch nicht ein Schicksal, wie Lavater, doch vielleicht persönliche Angriffe oder Verfolgungen durch die helvetische Regierung erfahren haben. Dennoch fand weder das Eine noch das Andere statt. Es muß zwar in den Kreisen der Helvetik mehr als einmal davon die Rede gewesen sein, Müsslin nicht nur als Prediger zu suspendiren, sondern ihm von Staatswegen einen Injurienprozeß anzuhängen, ja sogar ihn, wie Lavater, zu deportiren. Er schreibt an Lavater im Frühling 1799; „Ich erwarte „schon seit drei Nächten meine Aufhebung. Nicht als wäre „ich mir des geringsten Vergehens bewußt, sondern weil ich „aus meiner Denkungsart kein Geheimniß mache.“ Während des Streites mit Ruhn im Oktober 1800 meldet er demselben Freunde wieder: „Ruhn schien auf den Entscheid des Vollziehungsrathes „über den Antrag des Justizministers, mich den Gerichten zu „übergeben und en attendant auf ein Jahr zu suspendiren, „zu warten, um mit der ganzen Gewalt der Advokatur auf „mich einzuhauen. — Sobald aber der Vollziehungsrath erkannte, daß nichts Ahndungswürdiges in meiner Schrift sei, „so zog Ruhn auch ein. Gegen Schweizer von Embrach ist „der Justizminister glücklicher gewesen, als gegen mich. Schweizer „hat aber die gleiche Partei erwählt, die ich erwählt haben „würde. Ich hätte auch gegen die Einstellung protestirt und „fortgepredigt. Denn nach der Konstitution hat keine provisorische Einstellung eines Predigers von weltlicher Behörde „aus Platz.“

Obſchon nun Müſſlin keinerlei Verfolgungen oder Angriffe auf ſeine Perſon zu erfahren hatte, ſo litt er doch die ganze Zeit der Helvetik hindurch gemüthlich im höchſten Grade, ſo daß er alles Ernſtes theils an Auswanderung dachte, theils einen nahen Tod erwartete und hoffte. „Tauſend Dank, ſchreibt er an Lavater im obenerwähnten Briefe vom Jahre 1799, „für dieſe zurückkommenden Blätter, von denen ich meinen „trübe gewordenen und durch nervenverderbenden Kummer „immer trüber werdenden Augen keine Abſchrift zumuthen durfte. „Auch ich halte dieſes Jahr für das Jahr des Gerichts über „Helvetien und über meine Vaterſtadt. Ich glaube gewiß, „daß ich es nicht überleben werde.“

Und in einem Briefe vom 15. November 1800 bricht er gegen Lavater in folgende Klagen aus: „Kuhn hat neben „der pöbelhaften Schrift, die er gegen mich herausgegeben, „mir noch einen Injurienprozeß an den Hals geworfen, der „im ſchlimmſten Falle meine Emigration nur um etwas „befördern wird. Ich habe, wie es ſcheint, die ganze Rote „der Jakobiner gegen mich aufgebracht, bei denen mehr Ge- „meingeiſt zu finden iſt, als bei ihren Gegnern. Dennoch hat „keiner von meinen Freunden eine Feder für mich angeſetzt, „da ich doch offenbar nur um ihretwillen leide. Das thut aber „nichts zur Sache. Ich will mit Gott den Kampf auskämpfen „und dann das Land der Ungerechtigkeit ohne andere Reue „verlaſſen, als die, noch ſo viele Freunde darin zurücklaſſen „zu müſſen. — Hier erhalten Sie meine letzte, — wahrſchein- „lich im vollſten Sinne des Wortes letzte Bettagspredigt.“

„Lieber, glücklicher Mann, ruft er in einem ſeiner letzten „Briefe an Lavater aus, Sie gehen einer beſſern Welt, „— gehen Ihrer Belohnung entgegen. Bald wird das Buch „des Schickſals vor Ihren Augen aufgerollt und alle die hier „unbeantwortlichen Warum werden zu Ihrer gänzlichen Be-

„friedigung gelöst werden. Glücklicher Mann! Allen Einquartierungen, allen Franzosen, allen Patrioten, allen Bösen und Halbbösen auf ewig entronnen zu sein! Ach, bester Lavater, wäre ich doch nahe dabei, wie Sie, ausgenommen Ihre Schmerzen, die wohl nicht um Ihrer selbst, sondern um der Welt willen nöthig waren, daß sie sehe, wie noch jetzt das Christenthum alle Proben aushalte und den Menschen über sich selber erhebe!“

Die düstere Stimmung Müsli's wurde übrigens nicht nur durch die ihm unerträglichen politischen Verhältnisse, unter denen er leben mußte, sondern auch durch körperliche Leiden hervorgerufen. In Folge einer Erkältung, die er sich durch Theilnahme an einer Urversammlung in kalter Kirche zugezogen, verlor er fast plötzlich das Gehör, und zwar in dem Grade, daß er nicht nur den Glockenschlag der Wanduhr in seinem Zimmer, sondern auch seinen eigenen Fußtritt, seine eigene Stimme und die Stimmen seiner Tischgenossen nicht mehr zu vernehmen vermochte. Alle zur Heilung dieser Schwerhörigkeit angewandten Kuren waren vergeblich. Ja, eine von einem bei ihm einquartierten helvetischen Feldscheerer, der ihn zu heilen verhiess, ihm verschriebene unvernünftige Dosis Eisenhut-Extrakt brachte ihn durch Vergiftung dem Tode nahe. Auch Versuche mit Galvanismus blieben fruchtlos. Er lebte namentlich im Winter von 1801 auf 1802 fast ganz in seinem Hause. Am 8. März 1802 war der Taustag seines ersten Enkels, der unter anderen Umständen ein wahrer Freudentag für ihn gewesen wäre. Aber er schreibt in sein Tagebuch: „Ich kann es nicht vergessen, daß ich unglücklich bin. Ich sollte heute fröhlich sein, aber ich kann es nicht, unmöglich, ich kann es nicht. Beten kann ich wohl, aber für Fröhlichkeit bin ich gestorben, beten, daß Gott meines Kindes Kind zum Troste seines Lebens erhalte, daß er die Bemühungen

„der Eltern segne, — das kann ich, das thu' ich von ganzem Herzen, von ganzer Seele; aber über der allgemeinen Freude meines Glendes vergessen, oder auf künftige Besserung hoffen, das kann ich nicht. Ach mir blüht auf dieser Erde keine Freude mehr! Sehnsucht, abzuschneiden, das ist die Empfindung, die beständig meine ganze Seele erfüllt “

Es ist selbstverständlich, daß Müsli bei diesem Zustand seines Gehörs den ihm so theuern Unterricht in der von ihm gegründeten Mädchenschule, sowie die Privatunterweisungen für Mädchen aus den höheren Ständen, die er mit wahrer Meisterschaft erteilte, wenigstens auf längere Zeit aufgeben mußte. Sinegegen seine Predigten hat er, ausgenommen während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Hause des Herrn Dr. Lindt in Nidau im Sommer 1801, nicht unterbrochen. Die Schwerhörigkeit des Predigers machte sich in seinem Vortrage in keiner Weise fühlbar. Desto mehr ließ sich seinen Predigten die düstere Stimmung anfühlen, die ihn beherrschte, und nicht selten auch eine große Verbitterung, welche ihn die Dinge schwärzer ansehen und beurtheilen ließ, als sie wirklich waren. Es ließen sich, um dieses zu belegen, eine große Zahl von Stellen aus seinen während der helvetischen Zeit gehaltenen Predigten anführen. Wir unterlassen es aber, um dagegen eine Stelle aus einer ungedruckten Predigt vom Herbst 1798 mitzutheilen, aus der seine innige Liebe zu seiner leidenden Vaterstadt recht warm uns entgegentritt. Die Stelle bezieht sich auf die überaus reiche Steuer, welche am Morgen jenes Sonntages in allen Kirchen der Stadt für die unglücklichen Nidwaldner gefallen war. „O Bern, ruft er aus, dieß ist wahrscheinlich deine letzte Großthat dieser Art, denn es werden viele, viele Jahre vorüberfließen müssen, bis du dich von den vielen dir geschlagenen Wunden und der langen Verblutung erholt haben und solcher Aufopferung wieder fähig sein wirst. Wie schön,



„wie so ganz deiner würdig hast du nun von dem Rest deines  
„ehemaligen Wohlstandes Gebrauch gemacht und wie edel  
„deine letzte Kraft für leidende Brüder angestrengt! Trete  
„nun mit Ehren in deine Niedrigkeit zurück. Ertrage groß  
„und still den Triumph und die Verläumdung deiner ehe-  
„maligen Neider, jetzt deiner Hasser, tröste dich mit der Ach-  
„tung deiner besser unterrichteten Zeitgenossen und einer ge-  
„rechteren Nachwelt, und freue dich, daß dieser deiner That in  
„einem noch unendlich wichtigeren Protokoll mit Ehren gedacht  
„werden wird, wenn so viele andere Ehrenmeldungen entweder  
„vergessen oder der Gegenstand neuer fürchterlicher Unter-  
„suchungen sein werden. Lege nun dein Schicksal vertrauens-  
„voll in die Hände des großen Beherrschers der Welt und  
„erwarte mit Gelassenheit und Ergebung, was seine Hand  
„und sein Rath beschlossen hat.“

Dürfen wir uns verwundern, daß bei dieser tiefgewur-  
zelten Abneigung gegen die helvetischen Zustände Müsli die  
Vorboden ihres nahen Sturzes mit Freuden begrüßte? Der  
18. September 1802, an welchem Tage die aufständischen  
Aargauer und Oberländer, geführt von Berner-Offizieren, die  
Uebergabe der Stadt Bern und den Abzug der helvetischen  
Regierung erzwangen, war für Müsli ein wahrer Freuden-  
tag; und doch wäre dieser Tag bald sein Todestag geworden.  
Auf die Nachricht, die aufständischen Landleute stehen vor dem  
untern Thore und schößen in die Stadt, eilte Müsli die  
Stadt hinunter, sich die Sache zu besehen. Er ging in das  
nach der Mure zu offene Gärtchen eines im sogenannten  
„Morlotläubli“<sup>1)</sup> gelegenen Hauses einer Freundin, und setzte  
sich dort auf die Bank, nicht bedenkend, daß er vom Muri-

---

<sup>1)</sup> Das „Morlotläubli“ war ungefähr da, wo jetzt die unter-  
sten Häuser der „Nydecklaube“ sind.

stalden aus, wo einzelne Schützen der Aufständischen zur Bestreichung der Unterthorbrücke aufgestellt waren, gesehen, für einen Feind gehalten, und mit einer Flintenkugel erreicht werden könne. Er war noch nicht lange auf der Bank, so erfolgt vom Muristalden her ein Schuß und pfeifend schlägt die Kugel hart neben seinem Kopfe an die Gartenmauer, vor welcher er saß. Die Mahnung, den Garten zu verlassen, ehe eine zweite Kugel nachfolge, war zu deutlich, um nicht sogleich befolgt zu werden. Die plattgedrückte Kugel ließ er sich nachher aufheben. Sorgfältig wurde sie auch von ihm aufbewahrt und oft hat der Verfasser dieser Lebensbeschreibung sie als Knabe vom Großvater sich vorzeigen lassen.

Von der Freude, ja man könnte sagen dem Jubel seines Herzens über die, wie er hoffte, nun eingetretene Befreiung seines Vaterlandes von der verhaßten Helvetik zeugen auch sowohl die am 21. September dem vor dem unteren Thore gefallenen Rudolph von Werdt durch Müsliu gehaltene Standrede, zu welcher er, wie er sagt, von der Straße berufen worden, als auch namentlich die am 24. September von ihm im Münster gehaltene „Dankpredigt für die Befreiung der Stadt Bern“, über Ps. XVIII. 17—19. „Er griff aus der Höhe „herab und nahm mich und zog mich aus großen Wasserfluthen. Er errette mich von meinen starken Feinden, von „meinen Hassern, die mir zu mächtig waren, die mich überwältigten zur Zeit meines Unfalls. Aber der Herr ward „meine Zuversicht.“ Folgende wenigen Proben daraus sind lebendige Zeugen der Stimmung, die Müsliu erfüllte. „Lobe „den Herrn, meine Seele, beginnt er, und alles was in mir „ist, seinen Namen! Lobe den Herrn, du meine Seele, und „vergiß nie, was er dir Gutes gethan hat. Der sein Volk „eine Zeit lang gegeben hatte in die Hände der Ungläubigen, „aber sich nun desselben wiederum erbarmet zu seiner Zeit.

„Lobe den Herrn, meine Seele, der deine Thränen in Freude,  
 „dein Trauern in Jubeln verwandelt, der nach Jahren von  
 „Gram die Gebeine wieder fröhlich macht, die er zerschlagen  
 „hatte, der nun endigt dein Elend und unrechtmäßiger Herr-  
 „schaft setzet ihr Ziel.“ Und zum Schlusse die anwesenden  
 Mitglieder der alten Regierung anredend, sagt er: „Und nun  
 „gönnt mir noch, Gnädige Herren, gönnt meinem Herzen  
 „nach so vielen Jahren des Grames die Freude, — ach, es  
 „wußte seit Langem nicht mehr, was Freude ist, — Euch im  
 „Namen dieses Volkes zu Euerer Wiederherstellung Glück zu  
 „wünschen. — Und wie muß das die Ehrfurcht Eueres Volkes  
 „für Euch verdoppeln, daß ihr so eilet, den neuen Antritt  
 „Euerer Regierung nicht mit Kanonendonner anzukündigen,  
 „noch mit Freude-Gelagen, sondern mit Gebet und Gottes-  
 „dienst zu feiern. Und wie herzlich, wie wohlthuend jedem  
 „treuen gutgesinnten Herzen ist dieser Tag, an welchem wir  
 „Euch nach so langer Trennung hier wiederum vereint in  
 „unserer Mitte erblicken.“<sup>1)</sup>

Wie groß mußte aber die auf solchen Jubel folgende  
 Niedergeschlagenheit bei Müsliu, wie bei allen seinen Gesinnungs-  
 genossen sein, als der I. Konsul von Paris aus durch General  
 Kapp den Fortschritten der Aufständischen Halt gebieten, die  
 helvetische Regierung nach Bern zurückkehren und französische

---

<sup>1)</sup> Diese Dankpredigt ist übrigens keineswegs etwa als Pre-  
 digt zu loben. So sehr auch der Grundsatz gelten mag, daß der  
 Prediger auch auf der Kanzel Bürger sei, so ist er doch vor allem  
 Botschafter an Christi Statt. Wenn er das vergißt, so wird er  
 sehr leicht der Prediger einer Regierung oder einer politischen  
 Partei, sieht auch auf der Kanzel die andere sich feindlich gegen-  
 überstehen und läßt sich hinreißen, feindlich gegen sie loszuziehen.  
 Das ist Müsliu in dieser Predigt im höchsten Grade begegnet.  
 Er muß alle Zuhörer, die nicht zu der alten Regierung und ihren  
 Anhängern gehörten, nicht nur nicht erbaut, sondern in hohem  
 Grade verletzt haben. Sie ist voll Invektiven gegen die Vektern.

Truppen in die Schweiz einrücken ließ. Doch war ja die helvetische Zeit nicht mehr von langer Dauer und Müsli, wie Viele seiner Mitbürger, obschon sie damals eine Restauration der vorhelvetischen Regierung weit vorgezogen hätten, nahmen doch die Mediationsverfassung und die daraus hervorgehende Regierung als eine Art von Abschlagszahlung der Vorsehung für weitergehende Wünsche gerne an. Desto verhaßter war und blieb ihm der Vermittler und I. Konsul Napoleon Bonaparte.

### Müsli's Wirken während der Mediation.

Es lag in der Natur der Sache, daß mit dem Eintreten ruhigerer, geordneterer Zustände, mit der Ueberwindung der von 1798—1802 fast permanent gewordenen Revolutionen und Staatsstürze, durch welche je eine Partei in der Helvetik die andere verdrängte, auch die Gemüther der vaterlandsliebenden Männer sich beruhigten und wieder auf bessere Zeiten zu hoffen anfangen. So war es auch der Fall mit Müsli. Je länger je mehr machte er sich mit den aus der Mediation sich bildenden Zuständen vertraut. Obschon ein Berner mit Leib und Seele und von altem Schrot und Korn, so erkannte er doch sehr bald, daß eine völlige Restauration der vorhelvetischen Zustände und der frühern bernischen Staatsverfassung eine Unmöglichkeit geworden sei. Auch schien ihm die Mediationsverfassung die rechte Mitte zwischen der früheren höchst lockeren Verbindung der einzelnen Kantone und der auf die Spitze getriebenen unheilvollen Centralisation der einen und untheilbaren helvetischen Republik zu halten. Das Jahr



1803 war ihm daher recht eigentlich ein Jahr des Heils. Wahrhaft überströmend ist sein Dankgefühl für die Errettung aus der helvetischen Knechtschaft in seiner Predigt am Vortage dieses Jahres über 2. Mos. XX. 1, 2, 3: „Ich bin der „Herr dein Gott, der dich aus Egypten, aus dem Diensthause „geführt hat u. s. w.“ Er ruft an diesem, zugleich der Be-  
eidigung des Volkes auf die Mediationsverfassung gewidmeten Tage den neuen Regenten zu: „So ist Gott denn wieder, „was er so lange nicht mehr war, unser Gott, Euer „Gott, die Er auf die verlassenen Stühle der Egyptianer ge- „setzt hat. Er, der so wunderbar und so unerwartet aus „Nacht Tag, aus Finsterniß Licht, aus Krieg Friede, aus „Unordnung Ordnung, aus Kummer und Angst Ruhe und „Heil hervorrief. Er sei nun einzig Euer Gott. Ihr, un- „sere allgeliebten Regenten, die Gott nicht wie jene im Horne „uns gab. Mit innigstem Danke nehmen wir Euch aus seiner „Hand, als das köstlichste langerbetene Geschenk seiner Ver- „söhnung an, gehorchen Euch mit Freuden, erleichtern Euch, „wo wir können, die Last Euerer Sorgen, und schlafen nun „ruhig, denn Ihr wachet, Ihr arbeitet, Ihr sorget für uns.“ Und in seinem Schlußgebet ruft er aus: „O! so fließe es „denn über das Herz deiner gedemüthigten, deiner begnadig- „ten, deiner geretteten Kinder! Weg nun auf immer mit den „Gräueln Egyptens, weg mit allen fremden Göttern, mit allem, „was dir mißfallen muß. Heute, am großen Huldigungss- „tage, am ersten öffentlichen allgemeinen Dankfeste dieses Vol- „kes, gelobet es — treuer als je dir anzuhängen. Höre es „du, unser Erretter, Wiederhersteller unseres Vaterlandes, das „jetzt, in diesem Augenblick, in allen deinen Tempeln den Eid „neuer Treue dir schwöret. Höre es, höre es, mit Erbarmen „und Gnade das Gelübde eines Volkes, das reuevoll zurück-

„kehrt und sich nun aufrichtig auf immer, dir, seinem Gott, übergibt.“

Mit den während der Mediationszeit an der Spitze der bernischen Regierung stehenden Männern war Müsliu in durchaus freundlichen Verhältnissen. Mit dem edeln Schultheissen Freudenreich und seinem Hause verband ihn nicht nur die höchste gegenseitige Achtung, sondern auch wahre Freundschaft. Auch seine Stellung als Prediger am Münster gestaltete sich in den Jahren 1803—1814 angenehmer. Dem 60jährigen Manne fiel die Arbeit des obersten Helfers an beschwerlich zu werden. Durch seine am 19. Oktober 1807 erfolgte Wahl zum dritten Pfarrer wurde er davon befreit. „Es war hohe Zeit, schreibt er in sein Tagebuch, denn mein Kopf ist ausgearbeitet.“ Seit 1782 war er, Ausnahmen in Vertretungsfällen abgerechnet, wesentlich nur Nachmittagsprediger im Münster gewesen. Mit Recht freute er sich, nun auch des Vormittags vor der Gemeinde aufzutreten. Im Jahre 1813 wurde er zweiter und erst im Jahre 1818 erster Pfarrer am Münster. Während die Beförderung vom Helfer zum Pfarrer ihm eine große Erleichterung verschaffte, so wurde hingegen seine Arbeit durch die am 28. Juni 1809 erfolgte Wahl in den Schul- und Kirchenrath wieder bedeutend vermehrt. Er war zuerst, bei seiner schwachen Gesundheit, seinem immer noch wenig bessern Gehör unschlüssig, ob er die Wahl annehmen solle, entschloß sich aber doch dazu, weil er alle seine Kräfte noch der Kirche schuldig zu sein glaubte.

Während so die amtlichen und äußern Verhältnisse Müsliu's sich angenehm und freundlich gestalteten, während der Periode des Kampfes eine solche des Friedens gefolgt war, schlugen doch gerade diese Jahre und namentlich die Zeit von 1803—1814 seinem Herzen tiefe Wunden.

Die bald zu-, bald abnehmende, aber doch nicht mehr weichende Schwerhörigkeit verstimmte den alternden Mann sogar gegen seine Hausgenossen, die vielleicht ihrerseits diesem Gebrechen auch nicht immer diejenige Rechnung trugen, die sie billig hätten tragen sollen. Aus dieser Verstimmung entstanden Mißverständnisse. Infolge eines solchen verließ der eine Schwiegersohn mit Frau und Kindern Müsli's Haus. Diese Trennung war für ihn, dem der tägliche Umgang mit seinen Töchtern fast Lebensbedingung war, äußerst schwerzlich. Dazu kam, daß die anfänglich so gerne gesehene und von ihm beförderte eheliche Verbindung der jüngern Tochter nach wenigen Jahren ein Gegenstand großer Sorgen und vielen Kummer's für ihn wurde.

Die tiefsten Wunden schlug ihm der Tod theurer Freundinnen und Freunde. Die Stadtgeistlichen damaliger Zeit standen zu einer Anzahl ihrer Kirchengenossen in einem Verhältniß inniger Freundschaft, wie es sich jetzt bei der Verdreifachung der Seelenzahl der städtischen Kirchgemeinden und dadurch herbeigeführter Verdreifachung der Arbeit, nicht mehr stattfinden kann. Im Jahre 1806 starb ihm eine solche seinem Herzen nahe stehende Freundin. „Auch sie, lautet sein Tagebuch, ist meinem Kreise entrissen. Heute ist sie gestorben. Ihr Verlust ist mir unerseßlich. In meinem ganzen Gesellschaftskreise ist Niemand mehr, der mich so verstand, bei dem wir so wohl war, von dem ich nie, ohne besser zu sein, wegging, dem ich meine Leiden mittheilen konnte, bei dem ich sie vergaß, — wie sie. Jetzt ist sie weg und hat mich zurückgelassen! Ihre Stelle wird mir Niemand ersetzen. Nie werde ich wieder Jemand finden, dem die Religion so ganz Sache des Herzens geworden, wie ihr.“

„Wir Männer, wir Geistliche besonders, behandeln die Religion nur zu oft und zu sehr als Sache des Kopfes, als

„System, als Wissenschaft. Nur das Herz eines Weibes faßt die Religion so wie und als das, was sie ist. Nur die reine Weiblichkeit ist fähig, das Wissenschaftliche derselben von ihrem Wesen zu trennen und es in Saft und Blut zu verwandeln.

„Von dieser Seite bin ich nun ganz einsam. Aber mir thut der Gedanke wohl, daß sie meinen Namen nicht nur in ihrem Gedächtniß, sondern in ihrem Herzen mit sich hinübergenommen, und daß sie auch in jener Welt einen Theil meines freundschaftlichen Birkels ausmachen wird. Meine Laube sei neben ihrer Laube!

„Ich habe doch schon viele Menschen verloren, die ich mich freue wiederzufinden. Sie werden mich suchen. Ich werde sie suchen und wir werden uns finden. Ach wäre ich doch schon hinüber!“

Unsäglich tief ging dem Herzen Müsli's der am 10. Januar 1813 erfolgte fast plötzliche Tod seines Busenfreundes und Kollegen Stephani. Seit 19 Jahren hatte das gleiche Amt die schon früher sehr befreundeten Männer auf's Innigste verbunden. Täglich sahen sie sich und für Müsli's sehr zu düsteren Stimmungen geneigtes Wesen war der heitere joviale Charakter seines Freundes von unschätzbarem Werthe. Auch hat Stephani, der gerade wegen des ihm innewohnenden unverwüßlichen Humors ein ruhigeres Urtheil behielt, den innerlich bewegtern, aber auch reizbarern Freund gewiß, namentlich in der helvetischen Zeit von manchen vor-eiligen und heftigen Aeußerungen des Unmuthes und des Bornes zurückzuhalten vermocht. Ihre Freundschaft war so innig, daß, wenn Müsli aus einem Badeorte nach Hause und namentlich an seine ältere Tochter schrieb, fast stets ein Einschluß an Stephani dabei lag; oder die Anrede in den Briefen an die Tochter lautete geradezu: „Liebe Marie, lieber



Stephani!" Was er der Tochter zu sagen hatte, sollte auch der Freund vernehmen. Wie furchtbar mußte der Schlag für Müsli sein, den er durch den Tod des Freundes erhielt!

„Das war ein schrecklicher Tag, schreibt er in sein Tagebuch. „Die Hälfte meiner Lebensfreude stirbt dahin. In einer „Stunde war es vorüber, — nachdem wir noch den letzten „Abend mit dem alten Vergnügen bei ihm zugebracht hatten. „Jetzt lebe ich nur noch halb. Ueberall fehlt er mir; nur „selten kann ich ihn und nur auf Augenblicke vergessen. Ach, „ach, wie ist die schöne Gestalt meiner Welt mit ihm vor- „übergegangen!" Schon damals faßte Müsli den Entschluß, den er in seinem Testamente ausgeführt hat, nämlich zum Andenken an die Freundschaft, die ihn mit Stephani verband, eine Stiftung unter dem Namen „Stipendium zweier Freunde" zu gründen, aus deren Ertrag bei den Prüfungen pro ministerio für je die beste Predigt und Katechisation Preise verabreicht werden sollten. Mag man nun auch die Zweckmäßigkeit der Stiftung, und vielleicht nicht mit Unrecht bezweifeln — ein schönes Denkmal von seltener Freundschaft unter Kollegen bleibt sie doch. Schwerlich hat seither ein so inniges Band zwei Prediger der Stadt Bern zusammen verbunden. Im nämlichen Jahre wie Stephani starb auch Joh. Sam. Jth, I. Pfarrer am Münster und Dean in Bern. Auch mit ihm war Müsli sehr befreundet und mancher Strauß war in der helvetischen Zeit von den drei Freunden gemeinschaftlich bestanden worden. War Müsli als Prediger praktischer und populärer, so überragte ihn dagegen Jth weit in wissenschaftlicher und philosophischer Beziehung. Der Hinscheid dieses theuren Freundes war indessen noch nicht die letzte Wunde, die dem Herzen Müsli's geschlagen wurde. Der Tod suchte sich ein Opfer in seiner eigenen Familie. Sein Schwiegersohn, der Gatte der ältern Tochter, wurde, als Stadt-

werfmeister mit Erstellung eines Lazareths für die typhuskranken Oesterreicher beschäftigt, selbst vom Tyhus ergriffen und starb in der Kraft seiner Jahre den 1. Februar 1814, eine trostlose Wittwe und drei unerzogene Kinder zurücklassend. Der Schlag war furchtbar, doch wurde er sowohl für Müsliu als für seine Tochter dadurch gemildert, daß diese sich entschloß, mit den Kindern zum Vater zurückzukehren. Eben dahin kehrte auch die jüngere Tochter nach ihrer Scheidung mit ihern Kindern zurück. Für den Vater war diese Wiedervereinigung mit seinen Töchtern, so schwer auch die Schicksale derselben, welche sie nöthigten, im väterlichen Hause Zuflucht zu suchen, waren, doch nach vielem Kummer und Leid ein heller Schein am Abendhimmel seines Lebens.

Wie hat aber Müsliu, abgesehen von der Trauer, welche in Folge des Durchmarsches der Kaiserlichen über sein Haus kam, von dem durch diesen Durchmarsch der Allirten herbeigeführten Sturz der Mediationsregierung und Mediationsverfassung, welchen er aufrichtig zngethan war, gedacht? Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft sein. Er hat die Beseitigung der Mediationsregierung und Verfassung auf's Entschiedenste mißbilligt. Würde der Verfasser dieses Lebensbildes es nicht öfter aus dem Munde seiner Mutter, Müsliu's älterer Tochter, selbst gehört haben, so würden folgende wenige Zeilen aus seinem Tagebuch vom 31. Januar 1814 es hinlänglich bezeugen, denn er schreibt: „Das waren schlimme Tage die verflossenen, schlimm für's Vaterland, schlimm für mich. — Was übrigens die Stadt im Ganzen gelitten hat, ist unbeträchtlich gegen die durch eine Partei von Zeloten der alten Verfassung erzwungene, durch eine Illumination des Rauchleistes gefeierte, von den Meisten mißbilligte Regierungsveränderung.“ Auch seine am 2. Januar 1814 gehaltene Predigt über Luc. XVII. 15. 18

macht aus seiner Gesinnung keinen Hehl. Sie handelt vom Undank gegen Gott und gegen menschliche Wohlthäter. Dabei redet er auch von öffentlichen Wohlthätern und fährt fort: „Es wäre wahrlich schon ein schlimmes Zeichen, wenn „ich euch erst erklären müßte, wen ich unter dieser Benennung „verstehe. Ich meine die, unter deren weiser und gerechter „Verwaltung wir nun seit elf Jahren ein so ruhiges und „stilles Leben geführt haben, wie kein anderes Volk sich dessen „rühmen kann. — In welchem Zustande war dieses Land, als „sie vor elf Jahren seine Regierung übernahmen? Unter „sich selbst uneins, — von erbitterten Parteien zerrissen, — „verschuldet! Und in welchem Zustande ist es jetzt? Be- „sänftigt — blühend — im Wohlstande! — Wo ist eine „Regierung, die mit so wenigen Hülfsmitteln mehr geleistet, „die in ihrem gewaltsam verengerten Kreise mehr Gutes ge- „leistet hätte? Und wie vergilt man ihr, wie behandelt man „sie? So, daß das unverständige und wankelmüthige Volk „ihnen die uns jetzt so schwer drückenden Lasten Schuld gibt, „ihnen, die alles angewendet haben, dieselben von ihrem Lande „zu entfernen, — so daß man das mit ihnen bis dahin so „ganz zufriedene Volk vor der Zeit ihres Einflusses und ihres „Beistandes beraubt, und im Augenblick des heftigsten Sturmes „den bewährten Steuermann vom Ruder entfernt!“ Das war deutlich gesprochen, und doch mußte Müsliin schon am 18. Jan., also nur 16 Tage später, eine Predigt halten bei dem Antritt der neuen bernischen Regierung. Die oben mitgetheilten Zeilen aus seinem Tagebuche sagen genug, was er dabei empfunden haben mag. Auch ist der Ton der letzten Predigt auffallend kühl gegenüber den dankerfüllten Abschiedsworten an die Mediationsregierung. In welche schiefe Stellung und peinvolle innere Kämpfe brachte da die freilich altbernische Sitte das Politische und Kirchliche ineinander zu wirken, und auf der

Kanzel, statt das Evangelium zu predigen, für oder wider eine Verfassung und Regierung, ja für oder wider eine politische Partei selbst Partei zu nehmen oft den Prediger! Selbst Müsliu, der doch in den altbernischen Anschauungen über Staat und Kirche aufgewachsen und darin völlig infarnirt war, fühlt das Mißliche dieser Weihungen politischer Wechsel durch die Kirche. In der eigentlichen Einweihungspredigt beim Anfang der neuen Regierungsverfassung den 19. Februar 1816 sagt er: „Seit „achtzehn Jahren ist dieses das vierte und so Gott will letzte „Mal, daß ich aufgefordert werde, eine neue Gestalt unserer „Welt gottesdienstlich einzuweihen.“ Ja! möchten wir beifügen, und zwar war jede dieser vier Gestalten, die alle eingeweiht wurden, mehr oder weniger die Negation der vorhergehenden. Uebrigens ist diese Einweihungspredigt ein Muster einer offiziellen Predigt. Schwerer als irgend eine offizielle Predigt war indessen Müsliu die Aufgabe geworden, die er im April 1811 erhalten, zum damals auch im Münster gefeierten Te Deum auf die Geburt des Königs von Rom Namens der Mediationsregierung Freude und Genugthuung auszusprechen, ja sogar mit einem Dankgebet für diese Geburt zu schließen.

Der Entwurf der Schlußworte und des Gebets mußte dem regierenden Schultheiß eingesandt werden. Erst der zweite Entwurf genügte und wurde angenommen. Es wurde davon eine französische Uebersetzung angefertigt — und der französischen Gesandtschaft zugestellt.<sup>1)</sup>

Die Prediger unserer Tage dürfen aber immerhin Gott danken, daß sie mit solchen Aufgaben verschont bleiben und mit der offiziellen, man möchte fast sagen obrigkeitlichen Re-

---

<sup>1)</sup> Dieses Predigtfragment zum Te Deum befindet sich abgedruckt in Müsliu's Predigten V. Theil Seite 364 u. ff.



ligion auch die offiziellen Predigten weggefallen sind. Die offizielle Nicht-Religion, welche gegenwärtig manche Regierungen bekennen, ist jedenfalls, wenn auch gewiß nicht der Kirche, als Staatsanstalt, so doch der reinen Predigt des Evangeliums und der Freiheit der Gewissen zuträglicher, als die in Bern zur Zeit der Restauration in Blüthe gewesene offizielle Religion.

### Müslin's Lebensabend und Heimgang.

Wir beginnen die Zeichnung desselben mit folgenden Worten, die er am 19. November 1817, d. h. an seinem 71. Geburtstage in sein Tagebuch aufzeichnete: „Daß ich mit „meiner schwächlichen Konstitution dieses Alter erreichen, alle „seit den letzten zwanzig Jahren über mich ergangene Stürme „ertragen, alle meine weit stärkeren Freunde, Stephani, Sprüngli, „Jth, überleben würde, daß ich bis in dieses Alter meine „Geisteskraft behalten und ungeschwächt meine Arbeiten werde „verrichten können, wer hätte das gedacht! Dieß sollte so sein „um meiner vaterlosen Enkel willen, denen mein Leben noch „nöthig war. Darum lebe ich auch nur für euch, liebe Kinder. „Nur um euretwillen wünsche ich, wenn es Gott gefällt, mein „Leben noch um einige Jahre zu verlängern. Doch wie Gott „will.“

Und so war es auch. Nachdem die schweren Stürme, welche beide Töchter genöthigt hatten, in den stillen Port des väterlichen Hauses zu flüchten, vorüber waren, fühlte sich Müslin, von ihnen und sechs Enkeln umgeben, sehr glücklich. Er ruft auch in seinem Tagebuch zum Jahre 1818 aus: „Fürwahr ich bin doch ein glücklicher Vater und dieses Glück „ist seines Kaufpreises wohl werth.“ Die frühere, oft auch

gegen die Hausgenossen sich äuffernde Verstimmung war gewichen. Nie hörte man von ihm, namentlich gegen die Enkel, ein grämliches, unfreundliches Wort. Der Verfasser dieser Biographie stürmte oft als Knabe mit seinen Geschwistern und Vettern in des Großvaters Arbeitszimmer, bald dieses, bald jenes von ihm zu erbitten, ohne daß er je, auch wenn er an seinen Predigten arbeitete, unwillig geworden wäre. Freilich hörte er unsern Lärm nicht. Unvergeßlich sind mir die Neujahrsmorgen, an welchen Müsli, wie ein Patriarch unter den Seinen, selig lächelnd, maltete. Doch durfte, ehe die Vormittagspredigt vorüber war, nie ein Angebinde gegeben oder das Zimmer, wo die Geschenke sich befanden, geöffnet werden. Er hielt überhaupt im Hause altbernisch-religiöse Sitte aufrecht, doch betraf sie im Grund mehr das äußere Deforum. Hausgottesdienst wurde, soweit die Erinnerung des Verfassers geht, keiner gehalten.

Es war eben eine andere Zeit. So wie er seine Töchter, zwar nicht unbedenklich, aber doch an allen Vergnügungen der Welt theilnehmen ließ, so war auch er selbst einer heitern Gesellschaft bis an sein Lebensende nicht abhold. Und da die Unterhaltung wegen seiner Schwerhörigkeit ihm erschwert war, machte er zu Hause und in Gesellschaft nicht ungern des Abends eine Partie Boston oder Whist. In den letzten Jahren hat er Haus und Stadt, ausgenommen zu Besuchen bei seinen Schwägern in Thun und Meikirch und bei Freunden in nächster Nähe, nicht leicht mehr verlassen.

Sein Amt verrichtete er, wie er selbst bei Erwähnung seiner fünfzigsten Bettagspredigt in seinem Tagebuch bezeugt, und wie die nie abnehmende Zuhörerzahl es bestätigte, mit ungeschwächter Kraft. Nur wurde er in seinen letzten Jahren in seinen Predigten milder, man möchte sagen evangelischer. Der strenge Prediger der Gerechtigkeit wurde mehr ein Pre-

diger des Evangeliums. Die ihm sonst in so hohem Maße eigenthümlichen und allerdings meist so treffenden politischen Anspielungen in den Predigten traten, auch weil die Veranlassungen dazu nicht mehr vorhanden waren, zurück. Seine Milde trat aber auch da hervor, wo Strenge besser am Orte gewesen wäre, nämlich bei den Kandidaten-Prüfungen und ihrer Aufnahme in's Predigtamt. Er hat, von der Wissenschaft wenig haltend, manch' Einem hinein geholfen, der besser draußen geblieben wäre, und der später dem Amte nicht zur Ehre gereichte.

Aber gerade, weil Müsliu milder geworden, so konnte er an der von Genf ausgegangenen und nach Bern importirten, damals, wenn auch mit Unrecht sogenannten, methodistischen Bewegung keinen Gefallen finden. Müsliu, wie viele seiner Zeitgenossen, gehörte derjenigen Schule oder besser theologischen Richtung an, die mit einer gewissen unbefangenen, fast naiven Inkonssequenz, einem unbewußten Synkretismus, rationale und suprarationale Elemente in ihrer Theologie vereinigten und deßhalb das Richten der neuen Eiferer über Orthodorie und Heterodorie, namentlich der Geistlichen, schwer empfanden. Darum schreibt er den 24. November 1817 an Pfarrer Appenzeller nach Biel, der ihm einen neuen Katechismus von Gefner (wahrscheinlich des Schwiegersohnes von Lavater) übersandt hatte: „Vor unserer chambre ardente, „die hier sich das Recht anzumassen anfängt, unter dem Vor- „sitz der Herren U'D., G., L. sammt einigen weltlichen Herren „und Damen über Orthodorie abzusprechen, und die sogar „unseren guten Hünerwadel der Heterodorie beschuldiget, weil „er in seinem Religionsunterrichte die Ausdrücke „Dreieinigkeit“ „und „Person“ nicht gebraucht hat, — vor dieser Inquisition „würde Gefner nicht Gnade finden.“ Auch mit den damals schon von Basel aus angeregten Missionsbestrebungen konnte

er sich nicht befreunden. Ihm schien, es seien der „Heiden“ noch genug im Vaterlande, an deren Befehrung zuerst gearbeitet werden sollte.

Merkwürdig ist die Antwort, welche er auf einen ihm mitgetheilten Entwurf zu einer Missionsgesellschaft gab. Folgende Stelle daraus charakterisirt seine Anschauungsweise hinreichend: „Ich habe, sagt er, über diesen Entwurf einer „Missionsgesellschaft den Apostel Paulus um Rath gefragt. „Er hat mich an verschiedene Stellen seiner Briefe verwiesen, „an I. Timoth. V. 8. und Gal. VI. 10. Sein Mitgenosse „Petrus verwies mich an die Stelle II. Petri I. 5. 7. Hier „ist also die Stala unserer Wirksamkeit. Der Christ soll „versorgen: <sup>1)</sup>)

„1. die Seinen, seine Blutsverwandten.

„2. seine Hausgenossen und in weiterem Sinne seine Dorf-  
„und Stadtgenossen,

„3. seine Glaubensbrüder, — und, erlauben es seine Mittel,

„4. seine übrigen Mitmenschen.“

Er schließt seine längere Ausführung mit den Worten:  
„In vierter Linie wären zu versorgen die Heiden — un-  
„seres eigenen Landes, und die für dieselben errichtete Missions-  
„anstalt. Was sind unsere Bauernkinder ohne Unterricht  
„anderes, als Heiden und die Schullehrer anderes, als Mis-  
„sionare! So lange es also unter denselben noch eine Menge  
„gibt, die mit höchstens Liv. 50 besoldet sind, halte ich es  
„für Unrecht, die der vierten Klasse übrig gebliebenen Hülfss-

---

<sup>1)</sup> Der treffliche Mann war eben doch durch die Anschauungs-  
weise seiner Zeit geblendet. Der Apostel Paulus hätte ihm,  
auf weiteres Befragen, auch noch andere Antworten gegeben.  
S. Röm. I. 14. 15, Röm. XV. 8—10. 18. 20—24 u. a. m. Des  
bestimmten Auftrages Jesu Christi Matth. XXVIII. 19—20 nicht  
einmal zu erwähnen.



„kräfte auf den Unterricht weit entfernter Heiden oder Muhamedaner zu verwenden.“

Neben seinem Amte, welches seit seiner Wahl zum Pfarrer wesentlich nur im Predigen und der Theilnahme an den Konvents- und Kirchenraths-Sitzungen bestand, (die spezielle Seelsorge konnte wegen seiner Schwerhörigkeit nicht von Bedeutung sein) lebte Müsliu auch in seinen letzten Jahren seinen Lieblingsarbeiten, vor allem dem von ihm schon 1792 gegründeten „Institute“ für Mädchen aus dem Bürgerstande und den höhern Ständen. Für seine Töchter und für die Töchter befreundeter Familien hatte er es geschaffen. Auch seine Enkelin vertraute er nun demselben an, mit derselben Sorgfalt es, wie vor 27 Jahren, überwachend. Der Unterricht, der sich auf Religion, deutsche und französische Sprache, Arithmetik, vaterländische und allgemeine Geschichte und Geographie erstreckte, wurde von nur Einem Lehrer und Einer Lehrerin ertheilt. Fast unbegreiflich ist, mit wie wenig Kosten diese Anstalt, die von keiner Seite her irgend eine Unterstützung zu genießen hatte, verbunden war. In den noch vorhandenen Schulplänen werden die Kosten auf Liv. 108 monatlich angegeben, welche allein durch das Schulgeld bestritten werden mußten. Dem Institute stand Müsliu mit Beihülfe einiger Damen allein vor.

Die andere Lieblingsarbeit, von welcher Müsliu sich nicht trennen konnte, war der private Konfirmandenunterricht, zunächst für die Schülerinnen seines Instituts, dann aber auch für andere Mädchen, die ihm anvertraut wurden. Er bediente sich dabei fortwährend seines schon im Jahre 1795 erschienenen Religionsunterrichts, „Töchtern guter Erziehung gewidmet“. Je mehr seine Schwerhörigkeit einen eigentlich katechetischen Unterricht erschwerte, desto größeres Gewicht legte er auf die schriftliche Beantwortung der in seinem Lehrbuche enthaltenen

Fragen durch die Konfirmandinnen, desto größer war aber auch sein Fleiß in der Korrektur dieser Antworten. Ausnahmsweise unterrichtete er privatim auch Jünglinge. Auf Pfingsten des Jahres 1820 hatte er noch die Freude, seinen ältesten Enkel und auf Weihnachten desselben Jahres seine Enkelin selbst zu admittiren. Er schreibt in sein Tagebuch an jenem Weihnachtstage: „Nun ist die große letzte Arbeit vollbracht. „K. ist auch admittirt, mithin mein sehnlicher Wunsch erfüllt, „meine beiden ältesten Enkel selbst unterweisen zu können. Und „zwar hat mir Gott die Gnade erwiesen, daß ich besser als „zuvor nie habe unterweisen können. Gedanken und Worte „standen mir zu Gebote, wie nie vorher.“

Daß endlich der Verfasser der „Bittschrift der Armen an die Gesetzgeber Helvetiens“, der warme Beförderer der verschiedenen aufeinander gefolgten Anstalten zur Erleichterung der Armen in der Stadt Bern, auch im hohen Alter seine Gemeinnützigkeits- und Wohlthätigkeitsbestrebungen nicht verläugnen werde, läßt sich leicht denken.<sup>1)</sup> Bereits im Jahre 1810 hatte er Vorschläge zu Unterstützung betagter empfehlenswerther Dienstboten an den damaligen kleinen Stadtrath eingereicht, die aber abgelehnt worden waren, hauptsächlich weil Müsslin, allerdings nicht ganz praktisch, dem Stadtrath als solchem die Initiative durch administrative Verfügungen zumuthete. In seinem letzten Lebensjahre nahm er die Sache noch einmal auf und reichte der Stadtverwaltung ein weitläufiges Projekt, nunmehr zu einer Diensten-Prämienkasse, ein. Welches Schicksal dieses Projekt hatte, und ob die gegen-

---

<sup>1)</sup> Müsslin hat auch den begabten Sohn einer vermögenslosen, damals sogenannten „tolerirten“ Familie in sein Haus genommen, und ihn, um ihn zum Prediger zu bilden, Literarische und Gymnasium durchlaufen lassen. Derselbe ist erst vor wenigen Jahren als Pfarrer einer vielgenannten Gemeinde gestorben.

wärtig mit der sogenannten „Privat-Armenanstalt“ in Bern verbundene Stiftung, aus welcher solche Prämien an Dienstboten, die lange in demselben Hause gedient haben, entrichtet werden, vielleicht die Folge von Müsli's Anregung sei, wissen wir nicht. Jedenfalls verwirklichte das, was Müsli für Dienstboten (Mägde) in der Stadt beabsichtigt hatte, in den Vierziger-Jahren der treffliche Alt-Pfarrer Joh. Rud. Wyß, als Dichter der Aeltere genannt, durch sein Legat für Knechte und Mägde bei Landpfarrern.

Der späte Lebensabend Müsli's wurde noch durch manche Freude erhellt. Bereits im Jahre 1808 war er mit Hofprediger Reinhard in Dresden, den er hoch verehrte, in Briefwechsel getreten. Ebenso mit Jung Stilling, der ihm den 9. November 1810 mit folgenden Worten für die Uebersendung seiner Predigten dankte: „Gott, wie freue ich mich solcher Zeugnisse der Wahrheit! Sie sagen, sie seien lokal. Ach nein! Man kann sie leider überall gebrauchen. Es ist bemerkenswerth, wie die Sittenlosigkeit mit dem Abfall pari passu geht. Es ist aber auch natürlich. — Die „Ausichten in die Ewigkeit“ sind nicht lokal. Dieß Wort stammt aus heiliger Quelle. Ebenso verhält es sich mit Ihren Nachtmahls- und übrigen Predigten. Sie sind ein von Gott begnadigter Mann. Wo Ihre Predigten nicht Segen stiften, da liegt die Schuld nicht an Ihnen. Sie sind ein Prediger für die Nachwelt. Der Herr segne sie!“

Im Jahre 1819 erhielt er den Besuch von Hofprediger Reinhard's Wittwe, mit welcher er sich über den von ihm hochverehrten Mann so recht von Herzen aussprechen konnte. Im nämlichen Jahre suchte ihn der sächsische Konferenzminister Graf von Hohenthal auf, um ihm seinen Dank auszudrücken für die Erbauung, die Müsli's Predigten ihm gewährt hätten. Noch im Winter von 1820 besuchte ihn die Prinzessin Wil-

helmine von Württemberg, nachdem sie im Münster einer Predigt Müsliu's beigewohnt hatte. Sie schrieb ihm von Lausanne am 8. Dezember 1820: „Unter die unvertilgbaren Gefühle, welche mir das gute freundliche Bern so tief eingepägt hat, gehört mit obenan der Eindruck, welchen Ihre Hochwürden am 8. September auf eine ganze Gemeinde verbreiteten. Ich war so glücklich, mich zu derselben zählen zu dürfen, und dieser Tag wird mir unvergeßlich sein.“ Aehnliche anerkennende Zuschriften gelangten an ihn aus Stuttgart und aus Holland; von letzterem Lande mit der Nachricht, daß mehrere Bände seiner Predigten und seine Analysen über den Heidelberger-Katechismus in's Holländische übersetzt worden seien.<sup>1)</sup>

Dennoch fühlte Müsliu, daß, wie er sich in einem Briefe an den Holländer Friedr. Wilh. Thorbecke ausdrückt, seine Saatzeit zu Ende gehe. Das Jahr 1820 war, wenn auch nicht das fünfzigste seines Pfarramts in Bern, doch das fünfzigste seines Predigtamts. An seinem 74. Geburtstage, den 19. November, an welchem er Vormittags gepredigt hatte, überraschten ihn die Seinigen, verbunden mit den nächsten Hausfreunden, durch eine kleine Jubelfeier. Herr Professor Hünerwadel widmete ihm die folgenden Verse:

Es fliehen die Jahre im wirbelnden Kreis  
Und nimmer stehen sie stille.  
Das Kind wird ein Jüngling, der Jüngling ein Greis,  
Daß durch Wechsel die Zeit sich fülle.  
Und alles Vergängliche fort und fort  
Tritt hin zu der Ewigkeit stillem Port.

---

<sup>1)</sup> Einzelne Predigten, z. B. diejenige vom 8. Mai 1814, „die Verstockung Pharao's“, wurden auch in's Französische übersetzt.



Was beflügelt ihr so den flüchtigen Schritt  
Ihr rastlos freisenden Jahre?  
Den Vater, den liebenden, führet ihr mit,  
Ihm schmückt ihr mit Silber die Haare.  
Heut hebt ihr, drei Schritte nach schnellem Lauf,  
Ihn über das vierzehnte Lustrum hinauf.

Doch nehmt ihr dem heitern Angesicht  
Nicht des Lächelns freundliche Biederde.  
Die Kräfte der Seele bezwinget ihr nicht,  
Nicht des Geistes ewige Würde.  
Noch heute erschallet sein herrliches Wort  
Im Tempel, im gottgeweihten Ort.

Noch lange erbau' er am heiligen Ort  
Die Gemeinde nach alter Weise,  
Noch lang' erfreue sein freundliches Wort  
Uns alle im häuslichen Kreise.  
Eilt schonend ihr flüchtigen Jahre vorbei,  
Laßt ferner ihn wirken in Liebe und Treu!

Der du hoch über der wechselnden Zeit  
Die weltenleuchtenden Sphären  
Bewegest und herrschest, in Ewigkeit  
Gepriesen von himmlischen Chören,  
Verborgner, den keiner der Sterblichen kennt,  
Den traulich Vater der Gläubige nennt:

Hör' unsere Wünsche, wir flehen dich an,  
Nicht löse die lieblichen Bande.  
Laß weilen den innig geliebten Mann  
Auf der Erde heimischem Lande.  
Und führst du zur Ruhe den Müden ein,  
So laß des Wiederseh'ns ewig uns freu'n!

Die Tagebuch-Aufzeichnungen im Anfange des Jahres 1821 zeugen alle davon, wie Müslin seinen Tod herannahen fühlte. Dennoch setzte er, wenigstens die Sonntags- und Fest-

predigten, nicht aus.<sup>1)</sup> Am Himmelfahrtstage schreibt er:  
 „Die heutige Predigt hat mich sehr ermüdet. Ich spüre die  
 „Nacht anrücken, und bin froh. Wenn nur die Dämmerung  
 „nicht lange währt! Ach, wäre doch bald Alles vorüber!“  
 Die Gehörlosigkeit wurde, man kann sagen, vollständig und  
 drückte, da auch eine sehr fühlbare Abnahme des Gesichts sich  
 einstellte, sehr auf sein Gemüth. „Ich bin noch im gleichen  
 „Zustande von Gehörlosigkeit, lautet es im Tagebuche vom  
 „12. Juli. Wenn ich allein bin und Niemand reden sehe,  
 „noch Jemand mit mir reden will, so fühle ich mich wie  
 „gesund. Aber sobald ich reden muß und meine eigene  
 „Stimme nicht höre, so überfällt mich eine unbeschreibliche  
 „Wehmuth, so daß jetzt wirklich mein Gemüth kränker ist, als  
 „der Leib. Ich bin ein elender und unglücklicher Mensch,  
 „wenn das nicht bessert. — Liebe Kinder, es ist keine Erret-  
 „tung aus diesem Zustande, als — Sterben. Und auch hiezu  
 „ist keine nahe Aussicht, es sei denn, daß sich Gott meiner  
 „erbarme!“ 27. August. „Mein Gehör sinkt täglich, mein  
 „Gesicht nimmt ab und sehr wahrscheinlich sind dieß die letzten  
 „Worte, die ich in dieses Taschenbuch schreibe. Nun so soll  
 „es denn mit meinem Segen enden, mit dem ich dich segne,  
 „liebe Frau, euch liebe Kinder und Enkel. Dank dir und  
 „meinen Töchtern für eure geduldige treue Pflege. Ich scheide  
 „dankebar und zufrieden mit euch allen, lege meine Hand auf  
 „euer Haupt und bete: Segne und belohne euch Gott.“

Es waren wirklich seine letzten Worte im Tagebuche.  
 Aber auch an seine Gemeinde gedachte er, am nahen Buß- und  
 Bettage ein letztes Wort zu richten; doch dazu kam es nicht

---

<sup>1)</sup> Vom Herbst 1820 an wurden manche amtliche Funktionen  
 durch Herrn C. Baggejen, gegenwärtiger erster Pfarrer am  
 Münster, als Vikar Müsliu's, versehen.

mehr. Er hatte zwar die Predigt, nach seiner Uebung, schon einige Zeit vorher ausgearbeitet, war aber, als der Betttag kam, schon zu schwach, sie wirklich zu halten, obschon er sich nur sehr ungern von den Seinigen dessen überzeugen ließ, denn Predigen war sein Leben. Die ganze Predigt über Luc. XIX. 41—42 ist von einer tiefen Wehmuth durchdrungen. Der scharfe, schonungslose Bußprediger ist vor dem Hirten der Heerde, den derselben erbarmet, und der nur Bitten hat, dem zum letztenmal sprechenden Greise Gehör zu geben, zurückgetreten. Er schließt seine Predigt mit den Worten: „Und „wenn unter diesen Allen nur E i n e r wäre, der dort am Gestade „der Ewigkeit einst auch mich mit den Worten begrüßte: „Heil sei dir, denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet, — „o Gott! wie müßte das Glück erfreuen, das gesegnete Werk- „zeug zur Rettung einer fast verlorenen Menschenseele gewe- „sen zu sein!“

Nachdem Müsli noch einmal im Oktober, doch nur zu Abhaltung einer Wochenpredigt, die Kanzel betreten hatte, stellte sich gegen die Mitte des Novembers wiederholtes Nasenbluten ein, welches in förmliche Blutstürze überging und ihn rasch seinem Ende zuführte. Er erkannte es gleich, daß sein Scheiden nahe sei; aber der Todesbote war ihm ein Friedensbote. Schwere Ohnmachten stellten sich ein. Aus einer derselben erwachend, sagte er zu den Seinigen, als ob er schon hinüber wäre: „Gott hat mich bald und schon erhört.“ Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich sehr gut, wie ruhig, stille und ergeben der edle Greis sein Ende erwartete und mit immer leiser werdender Stimme seine Frau, seine Töchter und Enkel segnete, jedem besonders, todesmatt, aber freundlich zulächelnd. Nur beim Gefühl des Herannahens einer neuen Blutung befiel ihn große Bangigkeit; da sagte er denn auch kaum vernehmbar: „O Kinder, sterben ist doch schwer!“ Am

Abend des achten Tages seiner eigentlichen Krankheit oder vielmehr seines Sterbelagers, den 23. November 1821, entschlief er ohne sichtbaren Kampf, 74 Jahre und 4 Tage alt. — Den 28. November darauf wurde seine sterbliche Hülle unter großer Theilnahme aller Klassen der Bevölkerung Berns, und unter dem Gesange der Schulkinder der Erde übergeben. Er ruht im Friedhofe Montbijou.

Es könnte nun noch als Schluß dieser Darstellung des Lebens David Müsli's eine Charakteristik seiner Person, seines theologischen Standpunktes und namentlich seiner Predigtweise, wir möchten fast sagen des eigenthümlichen Zaubers derselben, erwartet werden. Das Erstere soll unten in wenigen Zügen geschehen. Das Letztere gehört eher in eine Geschichte der Predigt oder der Homiletik überhaupt, wo Müsli neben den bedeutendsten Kanzelrednern seiner Zeit, neben einem Reinhard, Lavater, Bolliger u. a., seine Stelle finden müßte, als in ein historisches Taschenbuch. Der theologische Standpunkt Müsli's war derjenige des rationalen Supranaturalismus. Ein Zeitgenosse, offenbar derselbe, welcher Müsli's „Ausichten des Christen in die Ewigkeit“ im literarischen Archiv der Akademie zu Bern (II. Jahrgang S. 202—217) recensirte,<sup>1)</sup> sagt in einer uns zufällig in die Hände gefallenem handschriftlichen Charakteristik Müsli's als Prediger Folgendes: „Wenn man seine Predigten der Reihe nach liest, so findet man in seiner dogmatischen Darstellung häufige Widersprüche und ein stetes Schwanken zwischen strenger Orthodoxie und zwischen sogenannter Neologie.“ Es ist dieses Urtheil, wenn auch sehr hart, doch nicht ganz unrichtig; nur darf man nicht vergessen, daß Müsli durchaus keinen Anspruch darauf

---

<sup>1)</sup> Der damalige Professor der hebräischen Sprache, Rudolph Schärer.



machte, ein wissenschaftlich korrekter Theologe zu sein, oder zu irgend einer theologischen Schule zu schwören. Was man heutzutage einen evangelischen Prediger nennt, war er allerdings nicht, aber eben so wenig ein vulgärer Rationalist, oder gar ein Neologe. Eine treffliche Beurtheilung seiner Predigtweise findet der Leser im Anhang. Ueber seine Persönlichkeit möge folgende kurze Zeichnung genügen.

Müslin war durchaus nicht von besonders imposanter Gestalt, wie etwa sein Kollege Abraham Kengger gewesen war. Vielmehr war er nur mittlerer Größe und eher schwächling als breitschultrig und kräftig. Aber nichtsdestoweniger hatte sein ganzes äußeres Wesen eine eigenthümliche Würde, deren Eindruck sich Niemand entziehen konnte. Auf der Stirne ruhte strenger Ernst, jedoch sehr durch die freundlichen Augen und den wohlwollenden Mund gemildert. Seine Stimme war keineswegs, wie man aus dem Eindruck, den seine Predigten hervorriefen, etwa schließen könnte, eine gewaltige und mächtige, wohl aber eine sehr biegsame, helle, sehr wohlklingende und in dem weiten Raume des Münsters überall, auch in den hintersten Winkeln, gleich vernehmbare. Seine Aussprache, obschon er ein wenig lispelte, war klar und artikulirt. Schreien oder sich Ueber-schreien war ihm ganz fern. Dagegen hatte er eine unnach-ahmliche Gabe der Betonung dessen, was er in seinem Vortrage hervorheben wollte. Es waren dieses meistens Hiebe oder besser Stiche in's Gewissen ganzer Stände oder Klassen unter seinen Zuhörern. Die Würde seines ganzen Wesens verließ ihn selbstverständlich auch auf der Kanzel nicht. Daher war auch seine Gesticulation gemessen, eben so ferne von leidenschaftlichem Herumwerfen der Arme als von studirten Bewegungen, denen man den Spiegel ansieht, vor dem sie eingeübt worden. Der oben erwähnte Zeitgenosse sagt zwar von ihm, sein „Geberdenspiel“ sei nicht ohne Berech-

nung gewesen. Allein es mag die Scheelsucht an diesem Urtheil auch ihren Theil haben. Müsliu trug seine Predigten bis in die letzten Jahre durchaus frei vor, was ihn, bei schwachem Gedächtniß, nicht geringe Arbeit kostete. Erleichtert wurde sie ihm durch sehr ausführliche Dispositionen, die er der Ausarbeitung seiner Predigten vorangehen ließ. Erst gegen das Ende seiner Prediger-Laufbahn fing er an, theilweise zu lesen. Und als er gar nicht mehr zu memoriren vermochte, erbat er sich durch ein beim Kirchenrathe am 18. Juli 1821 eingereichtes Gesuch die Erlaubniß, — „aus freier Hand lesen zu dürfen“. Doch hat er davon keinen Gebrauch mehr machen können. Der bald darauf erfolgte Tod machte sie unnöthig. Mangelhaft vorbereitet oder gar unvorbereitet hat Müsliu die Kanzel nie betreten, möglicherweise weil er die Gabe der freien Rede nicht besaß, gewiß aber deßhalb, weil er seine Gemeinde zu hoch schätzte, um ihr die ersten besten Erzeugnisse des Augenblicks oder auch der Verlegenheit vorzutragen.

Wir denken, es sei dem Manne, dessen Charakteristik und Biographie wir hiemit schließen, nicht zu viel Ehre erwiesen, wenn wir von ihm sagen: Er sei unter den bernischen, vielleicht auch unter den schweizerischen Predigern, welche aus dem XVIII. in das XIX. Jahrhundert übergingen, der bedeutendste gewesen, und auch bis auf diese Stunde, wenigstens unter den seither in der bernischen Kirche bekannt gewordenen Predigern, von keinem erreicht worden.

---

## Anhang.



### I. Mittheilungen aus Müslin's Korrespondenz.

#### 1) Lavater an Müslin den 12. Februar 1800.

Herzlichen Dank, lieber Müslin, für die baldige Nachricht von dem so viel schneller wirksamen Friedenskongreß — als der zu Rastatt — zwischen dem Berner Ministerium und dem Minister Stapfer. Der gute Erfolg hat mich in der Seele gefreut. Wahrheitsliebe macht Versöhnungen guter Menschen leicht. — Wahrheitsliebe! du Heiligstes der Menschheit! Ach, warum so selten — zwischen Gelehrten, besonders wo „geistlich“ genannte mit dabei sind! Nun, Sie haben ein schönes Beispiel gegeben. Vollenden Sie nun schön, was Sie schön begonnen haben, und besonders möchte ich Sie bei Ihrer wichtigen Auseinandersetzung der Kirchen- und Staatsrechte bitten, so philosophisch das ist, so grundsatzmäßig und konsequent, so frei und liberal, wie möglich, zu Werke zu gehen. Wir müssen die günstige Freiheit so benutzen, wie Zürich die Interimsregierung benutzte. Wir müssen uns einen offenen Weg bahnen zur möglichst freien und heilsamen Thätigkeit. Dem Vaterland soll gewiß diese freiere von einem Episkopat<sup>1)</sup>, wie das ehedem, unabhängigere, nur unter Vigilanz gegen Mißbrauch stehende Thätigkeit, recht wohl bekommen. Unser Stand muß dem Staate, je weniger dieser sich selbst mit Religionsgeschäften befaßt, als unentbehrlich vorkommen. O laßt uns deßhalb unsere Kräfte zusammenfassen, daß wir unserem Zeitalter und der Nachkommenschaft etwas Festes und Gutes hinterlassen! — Ich bin nach Bern eingeladen, aber an's Bett gefesselt.

L.

---

<sup>1)</sup> Er meint das Episkopat des Staates als des *summus episcopus* nach protestantisch-staatskirchlicher Anschauung,

2) Lavater an Müsli den 2. Dezember 1800.

— In Ansehung der Ordination Ungelehrter<sup>1)</sup> hab' ich nicht den mindesten Anstand, sie zu empfehlen, ja zu wünschen, wenn es nur brave, vernünftige, demüthige, bewährt christliche Männer sind, die man ordinirt. Was hat uns unser Latein und Griechisch auf der Kanzel, am Sterbebett und auf dem Schaffot genützt! Was die Ausspendung der Sakramente anbetrifft, was thut dazu die Gelehrsamkeit? Sahen sich die Apostel als eine gelehrte Gesellschaft an? Wählten sie Gelehrte als solche zu Bischöffen oder Dienern oder Sakramentmittheilern? War Johannes der Täufer ein Gelehrter? Darf nicht bei den Katholiken selbst, denen doch die Taufe noch viel heiliger ist als uns, ein jeder Vater, ja im Nothfalle die Hebamme taufen? Durfte nicht von Anfang jeder Hausvater das Osterlamm und nachher das Abendmahl austheilen? Bei uns gilt ja die priesterliche Weihung nichts. Also laßt uns ja jede Spur von Priesterlichkeits-Anmaßung von uns entfernen — wenn nur Christus mit Weisheit, Kraft und Liebe verkündigt wird!

Soviel, Lieber, unter heißen bangen Schmerzen, die mich kaum athmen lassen.

Johann Kaspar Lavater.

3) Müsli an Rengger.

Bern, den 27. November 1814.

„Luft und Wasser“, diese zwei Worte, Hochgeehrter Herr, sind der Text dieses Briefes.

---

<sup>1)</sup> Man trug sich damals in Bern bei dem großen Mangel an Kandidaten des Predigtamts mit dem Gedanken, ungelehrte aber christliche Männer als Prediger, namentlich für abgelegene Berggemeinden zu ordiniren. Müsli hatte darüber Lavater's Ansicht verlangt. Bern hätte wahrlich besser gethan, den vorurtheilsfreien Rath Lavater's zu befolgen, als, wie dann geschah, den Kirchendienst Leuten aus den östlichen Kantonen zu eröffnen, die, der Mehrzahl nach, ihn nur verunehrt haben.



Sie hätten Bern nichts als Luft und Wasser zu verdanken, das sagen Sie gedruckt vor aller Welt; vor einer annoch lebenden Anzahl von Zeitgenossen, denen Allen es als so vielen Augenzeugen bekannt ist, daß Sie es Bern zu verdanken haben, daß Sie das sind, was Sie sind. So lange Ihr Kampf gegen Bern sich inner der Grenzen der bloßen Politik hielt, glaubte ich es meiner Stellung schuldig zu sein, an demselben keinen Antheil zu nehmen. Jetzt aber, da ich ihn in's Gebiet der Moral hinübergespielt sehe; jetzt, da die Frage über Dank oder Undank gegen Bern rege wird; jetzt kann ich es nicht mehr lassen, über diese Frage auch meine Stimme zu geben. Aber nicht in einem öffentlichen Blatte. Nein, nur durch einen freundschaftlichen Brief will ich es versuchen, den in obigen zweien Worten ausgesprochenen Irrthum zu berichtigen, und Ihrem Gedächtnisse die Erinnerungskraft an empfangene Gutthaten wieder zu geben, die es im Drange so vieler und großer Geschäfte, und in der Hitze des Streits verloren zu haben scheint. Was Sie auch von mir, dem einzigen noch übrig gebliebenen Collegen Ihres trefflichen, unvergessenen und unvergeßlichen Herrn Vaters am wenigsten übel nehmen werden.

Was würde nun der dazu sagen, wenn er's lesen könnte: Ich, sein Sohn, habe Bern nichts als Luft und Wasser zu danken. Hören Sie seine Stimme aus dem Grabe:

„Was wärest du, Sohn! wenn ich nie nach Bern wäre befördert worden? Wie wäre es mir möglich gewesen, von dem geringen Einkommen von Gebistorf <sup>1)</sup> meinen drei Söhnen, und besonders dir, diese kostbare Erziehung zu geben? War es der engherzige Bernergeist, der Mir, dem unbekannten Aargauer, eine solche Menge mächtiger Freunde erweckte, daß ich gleich bei meinem ersten Erscheinen in Bern beinahe über den geliebten und liebenswürdigen Berner, Herrn Beerleder, gesieget hätte?“

„War es der jetzt so verrufene Berner-Geist, daß ich ein-

---

<sup>1)</sup> Abraham Kengger war früher, von 1763—1773, Pfarrer in Gebistorf gewesen.

hellig an seine Stelle zum Helfer an der Spitalkirche erwählt ward, und daß man mir mit einem Faß Wein, 160 Kronen an Werth, meine Reisekosten vergütete, daß ich für den Mehrwerth meines Einkommens von Gebistorf gegen das viel geringere der Spitalhelferei so reichlich entschädiget ward, daß wir Alle mehr als hinlänglich davon leben konnten?"

„Und hier, mein Sohn! wie konntest du der Gutthaten vergessen, die wir, neben ihr wohnend, von unserer mütterlichen Freundin, Frau Sefelmeister Willading, empfangen haben? Ihr Haus war das meinige; ihr Tisch, so oft ich wollte, der meinige; an dem auch du unzählige Male mehr als „Luft und Wasser“ genossen hast. Das meiste Silberzeug, das ihr bei meinem Tode werdet vorgefunden haben, vielleicht noch mit ihrem Familien-Wappen bezeichnet, kam von ihr. Von ihr ward ich, und euere Großmutter, und ihr, mit Geschenken aller Art, fast jede Woche bis zu ihrer eigenen Erschöpfung überhäuft. Fast alle Leibwäsche ihres Eheherrn, seine Rippen, seine Bibliothek und andere Effekten von Werth, schenkte sie mir. War dies Alles auch nur Luft und Wasser?"

„Aber Sie war nicht die einzige Bernerin, die meinem Hause wohlgethan hat. Eine Menge der reichsten Häuser, z. B. Herr Schultheiß Sinner, Herr Schultheiß Steiger, Herr Rathsherr von Bonstetten, das Haus Freudenreich, Tscharner und andere, haben mich mit Wohlthaten überhäuft, und mir meinen Aufenthalt in Bern nicht nur äußerst ehrenhaft und angenehm, sondern es mir auch möglich gemacht, meinen drei Söhnen diese kostbare Erziehung zu geben. Alles, was ich begehrte, erhielt ich; mir zu lieb ließ man sogar die Gesetze schlafen: So erhielt ich für meine drei Söhne, und also auch für dich, das Tillier-Stipendium mit 750 Kronen; nicht in Wasser und Luft, sondern in Gold und Silber; auch für dich, obschon das Stiftungs-Gesetz es verbietet, es an einen Nicht-Theologen zu vergeben (pag. 11, 13, 14, 19), und hingegen ausdrücklich gebietet, das Stipendium allsogleich zu zucken, sobald der Stipendiat den geistlichen Stand verläßt, und zu einer andern Berufsart, namentlich der Medizin,

übertritt. Dies war doch wieder eine nicht geringe Wohlthat von Bern, und nicht bloß Luft und Wasser."

"Auch die des Muthafen-Beneficii habe ich nicht verschmäht. Den habe ich für meine beiden Söhne eilf Jahre lang bezogen; was sehr mäßig berechnet, meinem Hause, und also auch euch, eine Summe von 840 Kronen werth war. Ohne diese Wohlthaten, verbunden mit allen vorigen, wäre es mir nicht möglich gewesen, dich Medizin studiren zu lassen. Wenn ich nun diesen, deinen eigentlichen Genuß, nur mit Hülfe Berns bestritten habe; wenn ich dieser Stadt die Mittel zu deiner ganzen Ausbildung verdanke, — wie konntest du dich so weit vergessen, öffentlich zu behaupten, du hättest nur Luft und Wasser von ihr empfangen? Ist die Dankbarkeit für das was Ich empfangen, denn nicht eine heilige Pflicht, die du mit meinem Nachlasse übernommen hast?"

"Ich bin noch nicht fertig, mein Sohn! Als ich Anno 1792 außer Stand war, meine Funktionen selber zu besorgen, und eines Vikarius benöthiget war, so übernahm die Regierung die Kosten desselben, und ließ mir mein ganzes Einkommen ungeschmälert."

"Und dies Alles, mein Sohn! nennst du vor dem Angesicht des Publikums, dem dies Alles noch bestens bekannt ist, „Luft und Wasser“; und reizest dadurch seine Geduld bis auf den Grad, daß es endlich alle diese Persönlichkeiten aus ihrer Vergessenheit aufwecken muß, um sich gegen deinen Undank zu vertheidigen!“ . . . .

Hier, Hochgeehrter Herr, bricht die Grabesstimme Ihres Vaters ab, und ich übernehme freundschaftlich ihre Stelle, Sie bittend: dieser immer bitterer werdenden Fehde ein Ende zu machen, in der vielleicht Ihr Ruhm als mächtiger Kämpfer, aber gewiß die Meinung des achtungswürdigern Publikums von dem gesunden Zustande Ihres Herzens nichts gewinnen kann. Hat denn Bern gar keinen Anspruch mehr an Ihr Herz? Haben Sie nicht da Ihre Bildung empfangen, eine Menge trefflicher Freunde gesammelt — die schönsten Jahre Ihres Lebens verlebt? — Wären Sie wohl, was Sie jetzt sind, ohne Bern? Und wenn Ihre unleugbaren Verdienste Sie noch höher heben sollten, wem hätten Sie dann diese

Verdienste, und die daraus entspringende Erhebung zu danken, als Ihrem Adoptiv-Vaterlande: Bern?

Geruhen Sie also, das gegen ihre Stiefmutter, die so wahrhaft mütterlich Sie großgezogen hat, gezückte Schwert in die Scheide zu stecken, und den Versuch zu wagen, ob sich die wahren oder vermeinten Rechte Ihres Stamm-Vaterlandes nicht mit mehrerer Wahrheit und Würde, nicht ohne Berns Erniedrigung und Beschimpfung verfechten lassen.

Erlauben Sie nun dem alten Manne noch eine Bemerkung: Ich habe schon so manches Beispiel von der Wahrheit des Sprichwortes erlebt: „Undank schlägt seinen eigenen Herrn“; und: „Wer Gutes mit Bösem vergilt, von dessen Hause wird Böses nicht lassen“, daß ich nicht umhin kann, Sie darauf aufmerksam zu machen, und Ihnen zuzurufen: Lieber Herr! Es ist noch nicht aller Tage Abend!

Da Sie bis dahin so richtig auf Alles geantwortet haben, was Ihnen Gedrucktes von Bern zugekommen ist, so soll ich nicht befürchten, daß dieser Brief unbeantwortet bleiben werde. Möge er, ohne Mithülfe neuer Vorkehrungen, seinen Zweck erreichen, Sie wieder mit einer Stadt zu versöhnen, die bei all' ihren Fehlern sich doch gegen Sie und Ihre Familie nicht des Fehlers der Engherzigkeit und des Undanks schuldig gemacht zu haben scheint. —

Mit Hochachtung für Ihre seltenen Fähigkeiten und Verdienste verharrend, Hochgeehrter Herr!

Ihero gehorsamer Diener

David Müsli, Pfr.



4) Rengger an Müsliu.

Urau,<sup>1)</sup> den 26. Januar 1815,

Wohlehrwürdiger, sehr werthgeschätzter  
Herr Pfarrer!

Es ist eine Abschrift eines Briefes mit dem Motto „Luft und Wasser“ hieher gekommen, wovon Euer Wohlehrw. der Verfasser sein wollen, — in der That „Luft und Wasser“, das übrige war wirklich größern Verdiensten und vielen geleisteten Gefälligkeiten, wobei weder Vater noch Sohn auf Belohnung sahen, erwiesen. Als der Vater nach lange erhaltenem Beifall das Abnehmen seiner Kräfte spürte, that er den Versuch, sich um Walperswyl zu bewerben, — ward aber nicht etwa mit Hofbescheid, sondern gleich anfänglich mit derben Worten abgewiesen — und neben wem? —

Woher denn die harten Angriffe kommen, die man zu beantworten, und zur Selbsterhaltung sich zu vertheidigen genöthigt ist, kann Ihnen nicht unbekannt sein, — oder sollte der Sohn um einiger, seinem Hause erwiesener Wohlthaten willen, ein Verräther an seinem Vaterlande werden? — sollte er sich dadurch abhalten lassen, an dem Wohl von zwei Millionen Menschen zu arbeiten? Das ist etwas hoch gesprochen, werden Sie denken. — Es ist aber doch gewisse Wahrheit, daß Capo d'Istria, Metternich, Humboldt u. ihm einstimmig das Zeugniß gaben: Er sei der einzige Schweizer, der für das ganze Vaterland spreche, — die übrigen Gesandten nur für ihre Kantone, oder gar nur für die Herrschaft ihrer Städte. —

Genehmigen Euer Wohlehrwürden diese kurzen Bemerkungen als ein Zeichen der Achtung von einem Manne, der sich mit Wahrheit nennt,

Ihero ergebenster Freund und Diener<sup>2)</sup> —

---

<sup>1)</sup> sic!

<sup>2)</sup> Die Unterschrift Rengger's fehlt. Müsliu hat aber auf das kleine Paket, in welchem der Brief liegt, selbst geschrieben „Rengger“.

5) Müsli an Heß.

Donnerstag, 15. März 1815. —

An Herrn Antistes J. J. Heß in Zürich.

Ungeachtet der heute durch die ganze Stadt verbreiteten Sage von der Gefangennahme oder (nach andern) dem Tode Napoleons, der ich aber noch keinen Glauben abgewinnen kann, fühle ich doch einen unwiderstehlichen Drang, mich mit Ihnen, so lange es mir meine geschwächten Augen gestatten, über die fast in jeder Hinsicht unbegreifliche Wiedererscheinung dieses schrecklichen Unmenschen auf dem Schauplatz der Welt zu unterhalten. Soll ich dabei stille stehen: Unergründlich, o Herr! sind deine Wege, und unerforschlich deine Gerichte! Oder darf ich darüber nachdenken, warum die Vorsehung diesem Ungeheuer noch zu leben und zu wirken gestattet? Gelänge es ihm, sich wieder auf den Thron zu schwingen, dann schiene das Räthsel erst ganz unauflöslich zu sein! Darf ich aber es Ihnen sagen, wie ich es löse?

Gesetzt, daß es ihm gelänge, so könnte dies nicht anders als mit Beistimmung und Hülfe des größeren Theils der Nation geschehen. Wirklich das Gegenstück zu der Wahl Barrabas! Dies würde aber eine so ungeheure Verdorbenheit dieser Nation voraussetzen und eine solche Reise zum Untergange, daß ich nicht umhin kann zu glauben, Gott wolle dieses Volk durch sich selbst und durch einen innerlichen Krieg bis auf den Grad aufreiben, daß es für lange außer Stand gesetzt sei, die Geißel und Verführerin der Menschheit zu sein.

Freilich wird die Schweiz dabei nicht verschont bleiben können. Aber sie verdient es auch nicht. Sie, wenigstens unser Kanton, hat sich seit dem Anfange unserer Revolution unverkennbar zum Nachtheil verändert; das beweisen die nun zu enge gewordenen Zuchthäuser, die jetzt 339 Gefangene beherbergen (also weit mehr als zur Zeit der vollen Größe unseres ehemaligen Kantons), das beweisen ferner die Akten des obern Obergerichts, das jetzt mehr Scheidungen — Paternitätsgeschäfte und Reinigungs-Eide zählt, als da das Land um

$\frac{2}{3}$  größer war. Ist nun das Volk einmal in solchem Grade verdorben, so ist von innen heraus keine gründliche Kur desselben gedenkbar. Gott muß ihm durch solche Mittel aufhelfen, die Er noch nicht gebraucht hat, die also noch nicht unwirksam geworden sind.

Dies, hochehrwürdiger Herr, ist die Quelle meiner Furcht: Napoleon sei bestimmt, noch einmal die Geißel seines und dann auch unseres Volkes zu werden. Was diese Furcht vermehrt, ist das 17te Kapitel der Offenbarung Johannis, das ich eben letzten Mittwoch vor 8 Tagen zu erklären hatte. Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr Aehnlichkeit fand ich zwischen diesen Bildern und den Begebenheiten unserer Tage.

Weder Hesel, noch Stolz, noch Ewald, noch Schultheß genügten mir, und ich hätte viel darum gegeben, Ihre vor zwei Jahren gelesene Erklärung consultiren zu können. Wenn ich aber nicht irre, so ging dasselbe Manuscript nicht weiter als bis an das Ende des 16. Capitels. Wäre es nicht möglich, daß mir die Günst der Mittheilung des von mir noch nicht Gelesenen zu Theil werden könnte? Ich bürge für Reinlichkeit und Zurückgabe desselben.

Für die Mittheilung Ihres Bibelliedes bin ich Euer Hochwürden ungemein verbunden. Es ist sehr weislich auf Vermehrung der Bibelfkenntniß berechnet, die leider unter meiner Stadtgemeinde sehr im Abnehmen begriffen ist. Man hat so viel zu lesen, daß man darüber des heiligen, alten, mitunter schwerverständlichen Buches vergißt. Bei solchen wäre Ihr Bibellied verloren. Sie würden sich in den mehrsten Strophen nicht zurecht finden können.

Meine Augen zwingen mich abzubrechen. Mich angelegentlichst dero schätzbarer Freundschaft und Gewogenheit empfehlend, und mit der größten Hochachtung verharrend,

Dero gehorsamster Müslin, Pfarrer.

6) Heß an Müslin.

Hochwürdiger, theuergeachteter Herr und Freund.

Ich hätte früher Ihr Werthestes vom 15. März beantwortet, wenn es nicht eines so äußerst wichtigen Inhalts wäre. Sie werden denken, eben aus diesem Grunde hätte die Antwort früher erfolgen sollen. Ja! — Wenn nicht zugleich ein meinem höheren Alter kaum mehr angemessenes Gedränge von Geschäften zwischenhinein gekommen wäre. — Gedankt sollte ich Ihnen wenigstens sogleich haben für den Geist der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, worin ich mir mehrere Stellen schon ausgezeichnet habe, und beim zweiten und dritten Lesen noch mehrere auszeichnen werde. „Religiöse Vorlesungen für Jünglinge von höherer Bestimmung und Bildung“ — schon an sich ein schöner Gedanke! — Ich stelle mir diese Jünglinge nicht nur wahrheitsempfindlich, sondern wahrheitsbegierig vor. Solche so zu unterhalten, daß Verstand, Herz oder Gemüthlichkeit, Geschmack und Wissensbegierde, zugleich ihre Nahrung da fanden, muß ein höchst angenehmes Geschäft, ja mehr Vergnügen als Geschäft für Sie gewesen sein. Vorzüglich gefällt mir das stete Rücksichtnehmen auf das Ansehn und die Glaubwürdigkeit der Offenbarungsurkunden. Achtung, ja Ehrerbietung gegen dieselben zu befördern, ist Ihnen Zweck und Ziel — und zugleich auch Mittel, um auf diese eingefloßte Achtung für die heiligen Schriften, die bei diesen Jünglingen, oder überhaupt bei Ihren Lesern, vorgefundene Religiosität immer fester zu gründen.

Ihre Ansicht der Zeitumstände und des neuesten Ganges, den es mit dem wiedererstandenen Attila genommen hat, ist so praktisch wahr und wichtig, daß ich in dieser Hinsicht nichts beizufügen habe, als ein trauriges Eingeständniß, daß auch bei Uns hier, Stadt und Land, das Sittenverderben bei mehr als Einer Klasse von Menschen fürchterliche Fortschritte gemacht hat. Bei alledem wird auch darin Ihre Erfahrung mit der meinen übereinstimmen, daß zu gleicher Zeit auch das Gute, unter des Herrn Leitung, bedeutende Fortschritte machte.



So wie die Prüfungen oder Läuterungen schärfer werden, muß es sich auch je länger, je sichtbarer zu jener großen Scheidung anlassen, auf welche die theokratischen Führungen von jeher abzielten, und welche das charakteristische Zeichen besonders des letzten Zeitalters ist, welches das Eigene hat, daß Beide, die gute Saat und das Unkraut, sich der vollen Reife nähern, und die nicht mehr ferne Erndte ankündigen. Anstatt uns irre zu machen an dem Gang und Zweck der göttlichen Führungen in unseren Tagen, soll uns also dieß furchtbare Emporstiegen der Macht der Finsterniß, dieser neue Ausbruch derselben, im Glauben an die göttliche Regierung eher befestigen, als denselben schwächen; es soll uns in die Stimmung setzen, mit unserem Herrn und Heilande sagen zu können: „Wie würden sonst die Schriften erfüllt? Es mußte so zugehen.“

Diesem Glauben gemäß, theuergeachteter Herr und Freund, kann ich denn diesen neuesten Aufschwung der Sache nicht so ansehen, als wenn es dabei einzig auf Frankreich und seines kleinen Nachbarn — wenn auch noch so verdiente — Züchtigung abgesehen wäre. Das Ereigniß, über welches von Neuem die Welt erstaunt, scheint mir tiefer einzugreifen und Folgen von größerer Wichtigkeit haben zu können, als jetzt selbst das klügste Cabinet noch nicht denkt. War dies doch auch schon bei den früheren Umwälzungen in Frankreich und von Frankreich her der Fall! Es nahm meist einen ganz anderen und umfassenderen Gang als den man erwartet hatte. Was jetzt geschieht ist auch nur Fortsetzung des so ominösen Ganges, den es seit dem Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 mit den Weltangelegenheiten genommen hat. Die Absicht des göttlichen Weltregierers bei Zulassung und Leitung dieses furchtbaren Stromganges war noch nicht erreicht, wenn schon mit dem vorjährigen Frühling eine kurze Ruhezeit eintrat. Selbst diese ging wieder mit den unerwartetsten Veränderungen schwanger; wozu die Kurzsichtigkeit derer mitwirken mußte, die den Alles unternehmenden Ruhestörer in eine Lage gesetzt hatten, die zur Ausbreitung und Ausführung neuer Pläne nur allzugünstig war. Schon damals konnte dies an Ahab's Großmuth und ihre Folgen erinnern. Wir müssen aber auch hier die Hand auf

den Mund legen, und in der so ganz mißlungenen Relegation des Löwen auf die Insel Elba, eine höhere Zulassung anerkennen, mithin die Mächte, die ihn dorthin relegirt hatten, darum nicht weniger respektiren. Sie handelten auch da so, wie ein höherer — zum Theil geoffenbarter, zum Theil jetzt noch im Dunkeln liegender Plan es forderte.

Zur Begründung dessen, was ich da sage, verehrtester Herr und Freund, würde ich jene schriftlichen Aufsätze über das letzte prophetische Buch der Schrift, Ihrem Wunsche gemäß, sogleich beilegen, wenn ich mich nicht zu einiger Ergänzung und Berichtigung derselben gerade durch diesen neuesten Gang der Sachen bewogen und gewissermaßen verpflichtet fände. In der Hauptsache finde ich zwar an dem damals Geschriebenen nichts zu ändern, wohl aber lassen sich nach den neuesten Wendungen, die es in den beiden letztvergangenen und in diesem Jahre genommen hat, einige nähere Bestimmungen anbringen, auf welche die Lage der Sachen, wie sie damals war, noch nicht führen konnte; obgleich sich Winke auf dieselbe bereits in dem, was früher geschah, und in dem prophetischen Buche selbst fanden. Diese Revision einiger Stellen jenes Aufsatzes habe ich einer etwas günstigeren Muße als die jetzige nicht ist, aufbehalten. Das Produkt dieser Muße, sowie das früher Geschriebene, werde ich Ihnen nicht vorenthalten, weil ich des discreten Gebrauchs sicher sein kann.

Zu seiner vorigen Größe wird jener furchtbare Mann, wozu er auch immer noch bestimmt sein mag, wohl nicht so schnell und so leicht wieder emporsteigen. Der Widerstand ist zu stark von Seite der alliirten Mächte. Aber wie drückend für das nur erst in eine etwas ruhigere Lage versetzte Europa ist schon das, daß, durch ihn veranlaßt und genöthigt, eine so übermäßig, so riesenhaftgroße Kriegsmacht aufgeboten werden muß, um ihm die Stirne zu bieten; und daß sich diese erklären muß, kein Friede könne Statt finden, bis er völlig aus dem Wege geräumt sei. — Für einmal öffnet sich also wieder ein schreckliches Bluttheater, wo man gehofft hatte, nächstens ein allgemeines Friedensfest feiern zu können. — O, wenn auch keine Orakel vorhanden wären, die bei diesem

neuen schaudervollen Dunkel zum Leitstern dienen, wie könnten wir, verehrtester Freund, als Christen anders als uns an den Glauben einer Gottesregierung halten, die sich gerade dieses Dunkels selbst als eines Mittels zur Erreichung höherer Absichten bedienen, und aus demselben irgend ein neues großes Licht werde hervorgehen heissen? — Gibt es aber, was wirklich der Fall ist, Orakel, die so ganz auf den Gang der Zeitereignisse passen, daß sie keiner andern Deutung fähig sind, so wandeln wir schon jetzt um so weniger im Dunkeln; wir sehen aus der Dunkelheit selbst schon einiges Licht hervorschimmern und wir dürfen hoffen, ein immer helleres zu sehen, je mehr wir uns an die theokratischen Ansichten halten, die uns vom Herrn selbst und von seinen Jüngern geöffnet sind.

Nehmen Sie einstweilen, verehrtester Herr und Freund, da ich Ihnen gerade jetzt das Verlangte noch nicht mittheilen kann, die andere Hälfte dieses Bibelliedes mit eben der Geneigtheit und Güte an, womit Sie die erste angenommen aus der Hand

Ihres  
mit wahrer Hochachtung ergebensten  
Diener und Freundes

J. J. Heß, Ant.

Zürich den 20. April 1815.

N. S. In gegenwärtiger Lage, glaube ich, haben wir auf nichts so ernstvoll hinzuarbeiten, wie auf das, daß theils der Glaube an Gottes Weltregierung und ihre großen Zwecke bei uns und denen, die uns anhören, befestigt, mithin dem Leichtsinne sowohl, als der Aengstlichkeit entgegen gearbeitet, theils der innere Verein gefördert werde, dessen Bildung, Erweiterung und Befestigung eine der Hauptabsichten des zeitigen Ganges der göttlichen Führungen ist. Wenn je zu einer Zeit, so zu dieser, müssen alle die kleingeistigen Antipathien, welche so lange selbst die ächten Verehrer unseres Herrn, um der Verschiedenheit der Formen willen, von einander entfernt gehalten haben, höheren Betrachtungen weichen. Nicht die Formen müssen sich gegen einander ausgleichen — nicht

ihre Verschiedenheiten durch Zusammenschmelzung in Eine Form gehoben werden (damit wäre auf jeden Fall mehr verloren, als gewonnen); — wohl aber müssen die Ansichten der Hauptsache, Christenthum und sein Reich betreffend, die Gesinnungen gegen Ihn und seine wahren Verehrer, wechselseitig einander sich nähern, und so nach und nach eine Christenheit bilden, die in dem Sinn, wie unser Herr selbst eine sich dachte, Eins mit ihm, ein geistiges Ganzes, ein Leib Christi sei.

## II. Ein Urtheil über Müsliu als Prediger.

Literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft  
von Dr. A. Tholud.

Jahrgang 1835, Nr. 35.

Auszug aus dem Aufsatz: Reinhard und Müsliu als Kanzelredner.

— Die Richtung Reinhard's zeigt sich in vereinzelt, übrigens zum Theil tiefen Anklängen sogar bei Einzelnen der mehr sentimentalen Männer. Ebenso ausgesprochen und zugleich in höherer Potenz fällt sie unter dem bestimmten Einflusse Reinhard's in der erfreulichen Erscheinung des Berner Predigers David Müsliu in's Auge. In ihm sehen wir nicht mehr eine bloße Verbindung zwischen der modernen Verstandesbildung und dem positiven Christenthum, sondern schon einen bedeutenden Anfang einer wirklichen gegenseitigen Durchdringung beider. Aber auch nur erst den Anfang derselben, an der Vollendung fehlt noch viel. Auch in ihm ist es erst die Verstandesbildung, die sich mit dem Christenthum durchdringt, noch nicht die eigentliche Vernunftbildung, und es kann daher der Natur der Sache nach in ihm eine wahrhafte Durchdringung des natürlichen Geisteslebens mit dem positiven Christenthum noch nicht zu Stande kommen. Daraus erklärt sich die Ungleichheit seiner Predigten in Ansehung des darin herrschenden christlichen Geistes, die keineswegs allein durch den Unterschied ihrer Epoche bestimmt



wird. Nur erst um einzelne der eigenthümlichen Lebenspunkte der christlichen Frömmigkeit ist ihm das Bewußtsein aufgegangen, und neben diesen hellen Stellen gibt es auch dunkle genug. Deshalb ist ihr Geist, ebenso wie einerseits entschieden christlich, so andererseits noch nicht der eigenthümlich christliche und im strengsten Sinne evangelische. Aber es ist doch vielfach sichtbar, wie das eigentlich evangelische Bewußtsein hindurchbrechen will und nur die harte Rinde der Verstandesbildung des lebendig in seiner Zeit stehenden Mannes noch nicht zu sprengen vermag. Davon abgesehen ist der Geist dieser Predigten durchaus biblisch. Die biblischen Wahrheiten sind ihr eigentlicher Nahrungsstoff und der Text ist allemal die wirkliche Seele der Predigt. In jeder Beziehung ist der Geist derselben ein tüchtiger und liebenswürdiger. Es charakterisirt ihn eine schöne Männlichkeit; die Lebendigkeit und Innigkeit seiner Empfindungen streift nie auch nur von ferne an Sentimentalität, die doch damals so ansteckend wirkte. Sein Gefühl ruht immer auf dem Boden des klaren Gedankens und sein Gedanke erschließt sich immer zu warmen lebensvollen Empfindungen. So stehen bei ihm Licht und Wärme in der wohlthuendsten, ansprechendsten Mischung, Verstand und Gefühl im schönen kräftigen Einklang. Ein heiliger Ernst waltet in allen Predigten. Er ist ein nie finsterer, wohl aber oft ein tief wehmüthiger, ein schwermüthiger, aber dabei ferngesunde Wehmuth; über den antichristlichen Zustand seiner Zeit bricht er zuweilen in herzerreißende Klagen aus: — ein erschütternder Kontrast mit dem stolzen (aber im edelsten Sinne) Selbstgefühl als Diener des über alle Abschätzung nach vergänglichen Zeitansehen erhobenen Predigtamts, das Müsli mit Lebendigkeit und Zuversicht festzuhalten weiß, wie kein anderer christlicher Prediger seiner Zeit. Wie gesund jene Wehmuth ist, bewährt sich vorzüglich darin, daß sie immer als ein Stachel auf die Gewissen der Zuhörer zurückfällt. Ueberhaupt sucht Müsli's Rede in Ansehung ihrer eindringenden Schärfe ihres Gleichen. Ihre Pfeile haften unausweichlich in denselben unter brennendem Schmerze. Eben dieser Schmerz unterscheidet die Weise der Müsli'schen Gewissensrührung charakteristisch von der Weise anderer nicht minder

eindringender, wie Spalding und Bollkofer. Während Spalding dem Gewissen dadurch Gewalt thut, daß er seine Zuhörer unvermerkt mit sich in das stille Heiligthum des Innern führt, wo alle Leidenschaften verstummen, und Bollkofer dadurch, daß er denselben das Rechtmäßige und Unabweisbare der Forderung des Gewissens so überzeugend und klar vorhält, daß alle Ausflüchte des Verstandes nicht wirken, beruht Müsli's Kraft darauf, daß er dem Gewissen das es bestimmende Objekt, den lebendigen Gott, in so unmittelbare Nähe zu rücken versteht, daß es unmittelbar darauf hinsehen und seinem Herzen und Nieren prüfenden Blicke begegnen muß.

Müsli's Predigten sind durchaus populär — im rechten Sinne — durchaus fern von allem Trivialen, — sie sind gedankenreich im seltensten Maße, aber dieser Gedankenreichtum thut der Faßlichkeit keinen Abbruch. Er besteht nicht in der Masse der Gedanken, sondern in der innern Güte, dem gediegenen Werthe und der überraschenden Neuheit. Aber auch diese Neuheit wird der leichten Auffassung nicht hinderlich. Sie begünstigt sie vielmehr, indem sie fortwährend in gespannter Aufmerksamkeit erhält. Denn jene Neuheit beruht bei Müsli nicht darauf, daß sie aus entlegenen Gegenden geholt sind, nicht auf witzigen, genialen Kombinationen der Vorstellung, nicht auf durchdringender spekulativer Geisteskraft, sondern wesentlich darauf, daß er seinen Gegenstand in der Nähe bezieht, und hiedurch auch diejenigen Züge in denselben auffaßt, die dem Auge des gewöhnlichen Beobachters, weil er gewohnt ist, sich entfernt zu halten, entgehen oder in unbestimmten Umrissen entschwinden. Es ist einem bei Müsli's Predigten so zu Muthe, als beobachtete man die religiöse Wahrheit, die man bisher nur mit unbewaffnetem Auge gesehen, unter dem Mikroskop. Das Neue, Ueberraschende macht daher immer zugleich den Eindruck, auf's Strengste zur Sache zu gehören. In diesem Punkte sind Reinhard und Müsli verwandt, und gerade hier scheiden sich auch beide wieder auf's Schärffste. Reinhard bewirkt eine mikroskopische Analyse mit der scharfen Reflexion des Verstandes, Müsli mittelst der Empfindung.

Er versenkt sich mit seiner Empfindung in die vorliegenden Gedanken und indem diese im Element der Empfindung sich erschließen, treten ihm alle einzelnen Momente derselben klar in's Bewußtsein. Mittelft des Durchempfindens des Gegenstandes findet er sehr überraschende Gedanken, er saugt mit seiner Empfindung den Gegenstand aus. So macht es Müsliin besonders auch mit seinen Texten, die er allemal sorgfältig und geschickt benutzt. Er legt sie wahrhaft aus, weil er sie alle wahrhaft durchlebt und besonders die großen inhaltschweren Begriffe nach allen besondern Elementen durchempfindet. Was er auch homiletisch concipire, nie geschieht es mit bloßem Verstande, immer zugleich mit der Empfindung. Auf diese Weise zu Gedanken gekommen, die, so wenig sie unerhört sein mögen, doch den Schmelz der Ursprünglichkeit an sich tragen, nimmt Müsliin allemal für eine Predigt nur einen kleinen Kreis derselben zur Hand; aber die, welche er gibt, sind auch immer die schlagenden Kerngedanken und diese gibt er recht und ganz. Dieselbe weise Sparsamkeit beobachtet er auch in der Behandlung des Gefühls. Da er immer zugleich mit Empfindung arbeitet, so klingen seine Predigten natürlich wie Musik im Herzen — oft eine tiefe und großartige — aber auch sie ist bei ihm selbst dem gewöhnlichen Zuhörer verständlich, weil sie durch und durch Melodie, einfach, klar und scharf in's Gehör fallend ist, wie die eines Chorals oder Volksliedes. Durchgängig gibt er Melodie, nicht Harmonie; ja, das gilt nicht nur von seiner Behandlung der Gefühle, sondern auch der Gedanken. Die ganze Predigtweise Müsliin's überhaupt läßt sich durch die Bemerkung charakterisiren, daß in ihr der melodische, nicht der harmonische Satz vorherrscht. In dieser Beziehung gibt es keinen schärferen Gegensatz als die Herder'sche. — Auch die Kürze der Müsliin'schen Predigten beruht auf einer verständigen Oekonomie, welche bei einem höhern Schwunge der Predigt die Popularität bedingt. Zu dieser letztern wirkt Müsliin besonders durch die treffliche Eigenschaft mit, daß er mit seinem individuellen Bewußtsein so ganz sicher im Gesichtskreise, der Gesinnung, Stimmung und den Verhältnissen der Zuhörer steht.



Alle Gedanken und Empfindungen stellt er in der konkretesten Fassung für die Zuhörer dar. Diese können nicht zweifeln, ob sie sich dieselben für insbesondere richtig deuten, denn er gibt nichts in abstrakter Allgemeinheit, sondern alle Gedanken und Empfindungen bringen schon Bernisches Fleisch und Blut mit auf die Welt. Der Leser seiner Predigten empfängt unwillkürlich ein ebenso scharf gezeichnetes Bild von den Zuhörern, als der Prediger. Müslin's Darstellung ist nichts weniger als monoton, sondern beweglich und warm und doch zugleich nicht blühend geschmückt oder dunkel, sondern höchst einfach und klar. Bilder und Vergleiche sind weder gesucht noch vermieden. Wo der Sache wirklich mit ihnen gedient ist, stehen sie ihm unmittelbar zu Gebote und dann gewöhnlich so schlagend, aber auch so einfach, daß sie einerseits mit wenigen Wörtern seitenlange Auseinandersetzungen überflüssig machen, andererseits aber selbst keiner Erläuterung bedürfen. Eben darauf beruht auch die Kürze seiner Darstellung, die doch auch wieder nicht den Eindruck beabsichtigter Gedrängtheit macht. Denselben Charakter trägt auch die Schreibart an sich, ungekünstelt, natürlich, naiv. Dabei verleugnet sich der Charakter der lebendigen Rede nicht, hält sich immer in kurzen, leicht in's Ohr und Gedächtniß fallenden Sätzen. — Die schwächste Seite ist die, auf welche er sich augenscheinlich Etwas zu Gute thut — die Disposition. So geübt er sich hier auch Reinhard zum Muster nimmt, so läßt doch ihre logische Richtigkeit Vieles zu wünschen übrig. Aber dennoch möchte man sie nur selten geändert sehen: gewöhnlich sind sie vom oratorischen Standpunkte aus trefflich angelegt und bezeichnen auf's Genaueste den einfachen, naturgemäßen Gang, den sein vom Gegenstande erfülltes Gemüth nur nehmen konnte, um sich klar und kurz auszusprechen.

Besäß ein so seltener Prediger eigentliche Beredsamkeit? Wir müssen es verneinen. Nirgends eine Spur hervorstechender natürlicher Begabung zum Redner, nirgends oratorische Genialität, wir können ihn nicht einmal geistreich nennen. Müslin gehört in die Kategorie der gewöhnlichen Talente und deutlicher als an jedem anderen



Kanzelredner kann man an ihm sehen, wie sich auch ohne Beredsamkeit etwas Tüchtiges leisten läßt, wenn die Gaben nur treu gebraucht werden, d. h. wenn das ganze Gemüth mit voller Innigkeit, Kunst und Liebe für den Predigerberuf wirkt. Darum ist gerade die Bekanntschaft mit Müslin sehr instruktiv.





DAVID MÜSLIN.